

**Die Hochschulen:
Motor wissenschaftlicher
Entwicklung – 60 Jahre HRK**
HRK-Jahresversammlung 2009

Aachen, 20. April 2009

Beiträge zur Hochschulpolitik 2/2010

Diese Publikation dokumentiert
die Jahresversammlung der
Hochschulrektorenkonferenz
im April 2009 in Aachen.

This publication is a documentation of
the Annual Meeting of the German
Rectors' Conference, held in
April 2009 in Aachen.

Beiträge zur Hochschulpolitik
2/2010

Herausgegeben von der
Hochschulrektorenkonferenz

Redaktion:
Dr. Ulrich Meyer-Doeringhaus, Petra Löllgen

Ahrstr. 39, 53175 Bonn
Tel.: 0228/887-0
Fax: 0228/887-110
www.hrk.de

Bonn, Februar 2010

Nachdruck und Verwendung in
elektronischen Systemen – auch
auszugsweise – nur mit vorheriger
schriftlicher Genehmigung durch die
Hochschulrektorenkonferenz.

Reprinting and use in electronic systems of
this document or extracts from it are subject
to the prior written approval of the German
Rectors' Conference.

ISBN 978-3-938738-80-1

Inhaltsverzeichnis

Festveranstaltung

Eröffnung	
Professor Dr. Margret Wintermantel	5
Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz	
Begrüßung	
Professor Dr.-Ing. Ernst M. Schmachtenberg	12
Rektor der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen	
Grußworte	
Professor Dr. Annette Schavan	15
Bundesministerin für Bildung und Forschung	
Dr. Jürgen Rüttgers	26
Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen	
Festrede	
Professor Dr. Paul Nolte	32
Professor für Neuere Geschichte an der FU Berlin	

Verleihung des Ars legendi-Preises für exzellente Hochschullehre

Professor Dr. Margret Wintermantel	52
Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz	
Einführung	
Dr. Arend Oetker	53
Präsident des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft	

Laudatio Christine Blesinger Mitglied der Fachschaft Maschinenbau der RWTH Aachen, Mitglied der Jury	58
Preisübergabe Dr. Arend Oetker Präsident des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft	62
Dankesrede des Ars legendi-Preisträgers Professor Dr. Oliver Vornberger Universität Osnabrück	63
Schlusswort Professor Dr. Margret Wintermantel Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz	66

Festveranstaltung

Eröffnung

Professor Dr. Margret Wintermantel

Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz

Sehr geehrte Frau Bundesministerin Schavan,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident Rüttgers,
lieber Herr Schmachtenberg,
hoch verehrte Festversammlung,

morgen, am 21. April 2009 ist es 60 Jahre her, dass sich 31 Rektoren westdeutscher und West-Berliner Universitäten in München trafen und die Westdeutsche Rektorenkonferenz, die WRK, gründeten.

Die Rheinisch-Westfälisch Technische Hochschule, die RWTH Aachen, war eines der Gründungsmitglieder der Westdeutschen Rektorenkonferenz. Und es freut uns auch deshalb, dass die diesjährige Jahresversammlung hier in Aachen stattfindet. Ich möchte Magnifizenz herzlich begrüßen und ihm danken, dass er uns hierher eingeladen hat.

Der Jahrestag der Gründung gibt uns Gelegenheit, die Geschichte der HRK, die mit den gesellschaftlichen Entwicklungen der Bundesrepublik Deutschland aufs Engste verbunden ist, etwas näher zu betrachten und natürlich die Frage zu stellen, wie es weitergehen soll.

Lassen sie mich aber zunächst unsere Gäste begrüßen:

Ich danke der Bundesministerin für Bildung und Forschung, dass sie zu uns gekommen sind und zu uns sprechen werden. Wir fühlen uns von Ihnen, liebe Frau Schavan, unterstützt, etwa mit dem Bemühen Ihres Hauses mit dem Hochschulpakt, dem Konjunkturpaket, der Weiterentwicklung der Exzellenzinitiative und der Koordinierung der Hochschulzulassungen, die Hochschulen in Deutschland zu stärken.

Ebenso herzlich begrüße ich den Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Herrn Jürgen Rüttgers. Jeder fünfte Student in Deutschland, lieber Herr Rüttgers, ist an einer Hochschule in Ihrem Land immatrikuliert. Sie haben deshalb besondere Verantwortung für die Hochschulen. Ich freue mich auf Ihren Beitrag. Und ich danke Ihnen für die Einladung zum Empfang heute Abend.

Als Festredner der heutigen Veranstaltung heiße ich Herrn Professor Dr. Paul Nolte herzlich willkommen. Er richtet seinen Blick über die Institution HRK hinaus und beleuchtet die Rolle der Hochschulen in der bundesrepublikanischen Geschichte. Herr Nolte, wir sind gespannt auf Ihren Vortrag.

Danken möchte ich den Musikern des Armida-Quartetts, das heute unser traditionelles Nachtkonzert bestreiten wird. Ich darf Sie dazu alle ganz herzlich in den Aachener Dom einladen.

Mein Dank geht ebenso an das junge Team der Firma „Blende 39“, das unter Leitung von Frau Prof. Dr. Ilona Wuschig von der Hochschule Magdeburg-Stendal den Jubiläumsfilm „60 Jahre HRK“ erstellt hat. Die Firma ist eine Ausgründung der genannten Hochschule. Ich freue mich darüber, dass diese Leistung für die HRK von einer Mitgliedshochschule kommt. Den Film sehen wir gleich im Anschluss an meine Begrüßung.

Alle weiteren Teilnehmer der Jahresversammlung möchte ich an dieser Stelle ebenfalls begrüßen, den Stadtdirektor der Stadt Aachen Herrn Rombey, die Damen und Herren Abgeordneten, Staatssekretäre, Botschafter, Vertreter der Wissenschaftsorganisationen, die Rektorinnen und Rektoren, Präsidenten und Präsidentinnen der Wissenschaftsorganisationen, Vertreterinnen und Vertreter der Wirtschaft, und der Sozialpartner und die Begleitpersonen. Seien Sie alle herzlich willkommen! Und lassen Sie uns heute über Vergangenheit und Zukunft der HRK reflektieren.

Die Gründung der WRK war eigentlich die Antwort auf einen unfreundlichen Akt der staatlichen Seite. Dann, nachdem Universitäten und Ministerien in den ersten Nachkriegsjahren im fast staatsfreien Raum

in den drei westdeutschen Besatzungszonen in so genannten Hochschultagen durchaus erfolgreich zusammengearbeitet hatten, gründeten die wieder erstarkten Minister im Juli 1948 ihre eigene Konferenz, die Kultusministerkonferenz, und grenzten die Hochschulen aus.

Also wurde, nolens, volens, die Gründung einer eigenen Konferenz unternommen. Den neuen, wirklich zukunftsweisenden Charakter dieser neuen Einrichtung erkannte man damals noch nicht: Erstmals war eine Artikulation hochschulpolitischer Interessen frei von staatlichen Vorgaben und Einflüssen möglich. Das neue Gebilde war jedoch äußerst fragil.

Die Politik lehnte die Finanzierung eines Sekretariates ab, die Präsidenten wechselten halbjährlich nach jedem Treffen. Keine gute Voraussetzung für politische Wirksamkeit.

Die Aufgaben der Konferenz waren mit der "Klärung von Fragen, die die Hochschulen gemeinsam angehen", nur grob umrissen.

Der hochschulpolitische Einfluss musste also schrittweise erarbeitet werden und die Voraussetzungen hierfür waren eher ungünstig. Denn man war sich gar nicht sicher, welchen Weg man einschlagen sollte.

Der erste vom Plenum im Juli 1951 gewählte Präsident, Herrmann Heimpel, Rektor der Universität Göttingen, brachte es in einer Rede im Jahre 1955 auf den Punkt: „Schlecht geht es uns, weil wir, fast jeder von uns, eine nicht bewältigte Vergangenheit haben.“

Also, eher Resignation, Selbstkritik und weniger Souveränität und Optimismus.

Wenig durchsetzungsfähig im Innern, lief die WRK in der Außenpolitik jedoch zu einer beachtlichen Form auf. 1958 kam es zur ersten deutsch-französischen Rektorenkonferenz, es folgten gemeinsame Konferenzen mit den Briten, den skandinavischen Universitäten, mit Italien und den USA.

Die Gründung einer Europäischen Rektorenkonferenz, also der Vorläuferin der EUA, im Jahre 1964 wurde von der WRK initiiert.

Bildungs- und Hochschulpolitik nahmen in den 60er Jahren an Bedeutung zu und damit war auch für die WRK die Stunde gekommen, sich stärker innenpolitisch zu artikulieren.

1965 bot der Präsident Rudolf Sieberts Reformer auf wie Hans Leussink und Helmut Schelsky. Man bereitete eine klare Positionierung vor, die dann in der Godesberger Rektorenerklärung von Walter Rüegg einen ersten Ausdruck fand. Rektoren als politische Akteure und verantwortungsvolle Sprecher ihrer Institutionen.

Mit der Krise von Gesellschaft und Hochschulen wurde die WRK politisch handlungsfähig und sie wurde auch größer. 1970 kamen die Pädagogischen Hochschulen hinzu, 1973 die ersten Fachhochschulen sowie Kunst- und Musikhochschulen.

Thematisch rückte das Thema Hochschulautonomie in den Vordergrund und bis heute blieben der Widerspruch von Bildungs- und Finanzpolitik, Überlast, Hochschulbau, Nachwuchsförderung, Ausstattung, Leistungsfähigkeit der Forschung die Stichworte.

In der Öffentlichkeit schlug sich das in stereotypen Überschriften nieder wie „Hochschulen wollen mehr Geld“. Der Eindruck einfallsloser Wiederholung täuscht jedoch. Die Empfehlungen waren durchdacht, sachbezogen und leistungsorientiert. Und wo sonst hatte man im öffentlichen Bereich Institutionen mit verdoppelten und überfrachteten Aufgaben bei gleich bleibenden Etats.

Im November 1990 nahm die WRK als erste Wissenschaftsorganisation 21 Hochschulen aus den neuen Ländern auf und änderte ihren Namen in Hochschulrektorenkonferenz um.

Das Engagement für die Hochschulen in Ostdeutschland hatte im Übrigen niemals nachgelassen. Eine „Mitteldeutsche Kommission“ verfolgte die Entwicklungen, das DDR-Hochschulwesen wurde lückenlos dokumentiert

und es kam zu versteckten Begegnungen auf neutralem Boden. Die Aufnahme ostdeutscher Hochschulen war ein konsequenter Schritt nach 40-jähriger Trennung.

In den neunziger Jahren setzte sich die HRK immer stärker an die Spitze der Hochschulreform. Sie zeigte deutlich ihren Willen, die notwendigen Reformen im Hochschulbereich soweit möglich, in eigener Verantwortung voranzutreiben.

Sie packte brisante Themen an: Wettbewerb zwischen den Hochschulen, Transparenz der Leistungen und der Leistungsfähigkeit, Abschied von der Volluniversität, Profilbildung und Differenzierung. Finanzautonomie und neue Leitungsstrukturen, eine neue gestufte Studienstruktur, um nur einige zu nennen.

Die HRK ist damit zum Gegenmodell der frühen Rektorenkonferenz geworden. Auf der Basis einer breiten Mitgliedschaft, eines handlungsfähigen Präsidiums und eines starken Sekretariates erarbeitete sie zukunftsweisende Lösungen als Stimme der Hochschulen. Die HRK muss ihre eigene Rolle dabei immer wieder neu ausloten: einerseits vorangehen, andererseits sehen, dass sie alle Hochschulen auf diesem Weg mitnimmt.

Und was steht uns heute bevor?

Nie spielten Bildung und Wissenschaft, Forschung und Innovation für die künftige Entwicklung von Gesellschaften und Volkswirtschaften eine so entscheidende Rolle wie heute. Ich brauche dies hier nicht weiter auszuführen. Um den Herausforderungen gerecht zu werden, müssen die Hochschulen optimal aufgestellt sein.

Mit zunehmender Autonomie wird die Profilierung der Hochschulen vorangetrieben. Neue Steuerungselemente werden erprobt, ökonomisches Denken hat Einzug in die Hochschulen gehalten.

Doch noch befinden wir uns in einer Phase des Übergangs. Weder haben die Länder die Autonomieansprüche der Hochschulen wirklich erfüllt, noch ist das Instrumentarium der Hochschulen ausgereift.

Diese Entwicklung wird weitergehen. Die Hochschulen sind darauf angewiesen, Mittel aus anderen Quellen als den staatlichen zu beschaffen. Sie waren und sind auf dem Weg, neue Möglichkeiten verantwortlicher Kooperation und Koordination autonomer Institutionen zu schaffen. Ein breites Arbeitsfeld liegt vor uns.

Lassen Sie mich fünf Bereiche nennen, in denen wir herausgefordert sind:

Wir müssen erstens unsere Studienangebote und -programme überprüfen und entwickeln im Hinblick darauf, dass sie die bestmöglichen Zukunftschancen für unsere Studierenden eröffnen und dies müssen wir vor dem Hintergrund zunehmend heterogener Gruppen von Studierenden tun. Studierende, die berufsbegleitend studieren wollen, die sich auf bestimmten Feldern weiterbilden wollen, die keine formale Hochschulzugangsberechtigung haben und deren Vorkenntnisse angemessen eingeschätzt werden müssen, auch Ihnen gelten unsere Bemühungen mit der Bildung durch Wissenschaft.

Zweitens müssen wir dafür sorgen, dass Forschung auf höchstem Niveau auch weiterhin an den Hochschulen stattfinden kann. Innovative Ansätze – auch über die Grenzen traditioneller Disziplinen hinweg – können nur und nur in den Hochschulen entstehen und diese müssen in den Strategien der Hochschulen ermöglicht werden ebenso wie die Investitionen in entwicklungsfähige Forschungsprogramme. Es muss gelingen, die Forschung wieder an die Spitze zu bringen.

Drittens müssen wir unserem wissenschaftlichen Nachwuchs, unseren Doktorandinnen und Postdoktoranden bessere Bedingungen und bessere Karriereperspektiven bieten. Kooperative Forschungskollegs zwischen Fachhochschulen und Universitäten, Kooperationen zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen müssen ausgebaut werden. Unsere jungen Leute brauchen Entwicklungsmöglichkeiten und unsere Hochschulen brauchen den Nachwuchs.

Viertens ist es notwendig, unsere Hochschulen internationaler zu gestalten. Nicht nur die Mobilität von Studierenden und Forscherinnen

und Forschern sollte unser Ziel sein, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der unsere Hochschulen an einem Weltbürgertum orientiert sind – Lehrende, Forschende und Studierende, die überall auf der Welt mit ihrer Urteilskraft und ihrer sachlichen Kompetenz Verantwortung übernehmen können.

Und schließlich fünftens ist es für die Hochschulen als weitgehend autonome Institutionen unabdingbar, dass sie die richtigen internen Steuerungsmechanismen entwickeln und dass entsprechend kompetente Personen verantwortungsvoll damit umgehen können. Die Freiheit von Forschung und Lehre gilt es zu verteidigen und zugleich institutionelle Strategien zu verfolgen.

Wir müssen und wir werden die Instrumente und Verfahren weiter entwickeln, Instrumente, die es ermöglichen, die institutionellen Ziele zu erreichen – Zukunftswerkstätten zu organisieren und zu führen ist keine einfache Aufgabe.

Meine Damen und Herren, die Hochschulen und ihre Vertretung, die HRK, waren im Laufe ihrer Geschichte stets durch Entwicklungen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik beeinflusst. Sie hat sich neuen Themen geöffnet und deren Diskussionen mitbestimmt. Dies wird sie auch weiter tun.

Haben Sie vielen Dank!

Begrüßung

Professor Dr.-Ing. Ernst M. Schmachtenberg

Rektor der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen

Sehr geehrter Frau Ministerin Schavan,
Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Rüttgers,
und als Vertreter unserer Stadt begrüße ich unseren Stadtdirektor Herrn Rombey,
sehr geehrte Frau Präsidentin Wintermantel,
Magnifizenzen,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Als der Gastgeber der 60. Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz möchte ich Sie zu dieser Festveranstaltung an unserer Hochschule ganz herzlich begrüßen. Wir freuen uns, dass Sie den Weg in den äußersten Westen Deutschlands gefunden haben, in die Stadt der Wissenschaft, in die Stadt Karls des Großen. Aachen ist eine Stadt mitten in Europa! Aachen liegt, geographisch gesehen, näher an Luxemburg, Brüssel, Amsterdam, Paris, London als Berlin – natürlich nicht im Herzen!

Damit Sie trotz vieler Arbeitspunkte das Flair dieser Stadt ein wenig genießen können, freue ich mich, nach dieser Festveranstaltung in dieser Aula des 1871 errichteten Hauptgebäudes der RWTH, nicht nur mit Ihnen in das Super C, eines unser neuesten Gebäude der RWTH, zum Empfang des Ministerpräsidenten, sondern auch, heute Abend zum Nachtkonzert in den Aachener Dom gehen zu können. Dort werden wir, sozusagen vor den Füßen Karls des Großen, dessen Thron ja dort oben auf der Empore steht, vom Armida Quartett Streichquartette von Haydn und Brahms dargeboten bekommen.

Als Gastgeber haben wir alles daran gesetzt, dass Sie hier eine gute Arbeitsatmosphäre vorfinden. Lassen Sie mich allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Hochschule und der HRK, die sich die Arbeit der Vorbereitung und der organisatorischen Durchführung gemacht haben an dieser Stelle ganz herzlich danken. Aber als Gastgeber haben wir auch eine Erwartung an diese 60. Jahresversammlung der HRK.

In den zurückliegenden 60 Jahren hat sich die Rolle der Hochschulen weiter entwickelt. Schon immer waren die Hochschulen ein Ort, an dem die Führungskräfte einer Gesellschaft geprägt und ausgebildet wurden. Heute in der globalen Wissensgesellschaft hat sich diese Funktion noch verstärkt. Noch mehr aber geben die Hochschulen mit ihrer Forschung maßgebliche Impulse. Wir hier in Aachen haben eine sehr große Nähe zur Technik. Gerade die Fortschritte in den Technikwissenschaften haben in den zurückliegenden Jahren ermöglicht, dass Deutschland die führende Exportnation war. Dies in die Zukunft vor dem Hintergrund der Finanzkrise zu sichern braucht weitere Anstrengungen in Forschung und Lehre.

An dieser Stelle möchte ich mich ausdrücklich bei unserem Ministerpräsidenten bedanken. Mit dem Hochschulfreiheitsgesetz gab Ihre Regierung den Hochschulen in NRW die notwendige Autonomie, um im globalen Wettbewerb um die besten Köpfe besser agieren zu können. So wurden unsere Berufungsverfahren erheblich beschleunigt, mit dem Globalhaushalt können wir flexibler wirtschaften. Mit einem milliardenschweren Hochschulmodernisierungsprogramm zur Sanierung unseres Gebäudebestandes setzt die Landesregierung sehr deutliche, positive Zeichen. Schließlich haben die Studienbeiträge einen wesentlichen neuen Mittelzufluss in die Hochschulen ermöglicht. Mit dem nun in NRW angedachten Stipendiatenprogramm hoffe ich, dass die Studienbeiträge eine noch höhere politische Akzeptanz finden werden. Und lassen Sie mich das hier einfügen: Die Absicht einiger Politiker, die Studienbeiträge wieder abzuschaffen, kann von uns Hochschulen nur dann akzeptiert werden, wenn dies Politiker zugleich die Zuführung von Landesmitteln in entsprechender Weise erhöhen.

Auch dem Bund, also Ihnen Frau Ministerin Schavan, bin ich sehr dankbar. Mit dem Hochschulpakt 2020 fördern Sie den Ausbau der Studienplätze. Mit der Exzellenzinitiative kamen erhebliche neue Fördermittel für die Forschung in die Hochschulen. Ich weiß, nicht jede Hochschule konnte davon so profitieren, wie die RWTH Aachen. Und ich weiß auch, wie es sich anfühlt, so viel Arbeit in einen Antrag zu investieren und nicht zu gewinnen! War ich doch in der entscheidenden Phase der Exzellenzinitiative Professor an der Friedrich Alexander-

Universität Erlangen-Nürnberg und konnte der von mir wesentlich mitgestaltete Exzellenzclusterantrag „Production of Electronics – Research from Materials to Systems“ trotz guter Kritiken der Gutachter im harten Wettbewerb nicht bestehen! Eigentlich wirklich schade, so unterbleibt ein wesentlicher Forschungsimpuls mit dem Ziel die europäische Elektronikproduktion international wieder wettbewerbsfähig zu machen. Und ist doch nichts verloren, wissen die Erlangener doch nun sehr genau, was die Elektronikproduktion nach vorne bringen könnte.

Wir in Aachen an der RWTH profitieren derzeit sehr von der Exzellenzinitiative. Und ich bin optimistisch, gute Ergebnisse zur nächsten Antragsrunde vorzulegen. Doch damit dieses Programm sein mögliches Potential ausschöpft, muss es nicht nur eine zweite Runde geben, sondern es sollte auch eine deutliche Erhöhung des Mittelansatzes eingeplant werden.

Dabei will ich nicht verhehlen, die Verschiebung der Finanzierung von der Grundförderung zur Drittmittelfinanzierung verändert uns Hochschulen. Die RWTH mit einer Quote von 50% (Drittmittel/Grundförderung) steht bundesweit für eine besonders stark aus Drittmitteln finanzierte Hochschule. Das mag für eine Technische Universität ein gangbarer Weg sein, aber für uns alle gilt: Nur mit einer angemessenen Grundförderung schaffen wir die Spielräume für neue, risikoreiche Forschung.

Und so komme ich zurück zu meinen Erwartungen an uns, die HRK: Wir müssen nicht nur die Politiker, nein wir müssen unsere Gesellschaft davon überzeugen, dass jeder Euro, der in die Hochschulen investiert wird, besser wirkt als jede Abwrackprämie! Denn wir sichern die Zukunft der Wissensgesellschaft!

Grußworte

Professor Dr. Annette Schavan

Bundesministerin für Bildung und Forschung

Frau Präsidentin, liebe Frau Wintermantel,
Herr Ministerpräsident, lieber Jürgen Rüttgers,
verehrter Kollege Brandt aus dem deutschen Bundestag,
Kollegen aus dem Landtag,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

herzlichen Glückwunsch zu den 60 Jahren. Wenn der Satz stimmt, dass Lernen und Forschung zu den besten Seiten des Menschen gehören, dann stimmt der Satz auch, dass die Hochschulrektorenkonferenz, die Versammlung derer, die Verantwortung tragen für viele großartige Stätten des Forschens, des Lehrens, des Lernens zu den besten Seiten unseres Landes gehört. Aus vielen Gründen – eine Menge davon ist in dem kurzen Abriss deutlich geworden, den Frau Wintermantel hier gegeben hat. Die Hochschulrektorenkonferenz ist viel mehr als eine Stimme der Hochschulen. Sie ist Impulsgeber für viele Reformen, Weiterentwicklungen, Prozesse der Internationalisierung. Sie ist wichtiger Gesprächspartner für diejenigen, die politische Verantwortung tragen.

Die Hochschulrektorenkonferenz, die Hochschulen – lassen Sie es mich in Kürze und ein bisschen rheinisch so sagen – haben viel mitgemacht im Laufe der sechs Jahrzehnte. Es gibt nicht so viele Institutionen in Deutschland, die mit dreifacher Last und gleichem Budget arbeiten. Das tun viele oder haben es getan. Das ist nicht selbstverständlich. Das muss man, auch wenn man aus der Politik kommt, durchaus mal zugeben dürfen. Sie haben dennoch Herausragendes geleistet. Viel Dynamik ist entstanden. Wer immer in der Welt unterwegs ist – und Sie sind das –, der weiß, wie viel Akzeptanz das deutsche Wissenschaftssystem hat. Die Hochschulen sind für mich das Herzstück des Wissenschaftssystems. Hochschulen haben die Prozesse der Internationalisierung im Bereich der Wissenschaft ganz wesentlich vorangetrieben. Vieles, was wir heute diskutieren, hat zu tun mit Erfahrungen aus den Hochschulen, der Hochschulen, ihrer internationalen Beziehungen.

Und deshalb sage ich, ja, die Hochschulen sind Zukunftswerkstätten, es sind Orte der intellektuellen Kultur, und sie sind längst auch Teile des Innovationssystems. Das alles wird in der Hochschulrektorenkonferenz verhandelt, diskutiert und weiterentwickelt. Deshalb nicht nur herzlichen Glückwunsch, sondern herzlichen Dank für das Wirken in diesen sechzig Jahren. Ganz aktuell Dank für gute Zusammenarbeit, für unseren Dialog. Ich sage das allgemein an viele von Ihnen und Ihre Hochschulen, ich sage es an das Präsidium, und ich sage es ganz besonders an die Präsidentin, liebe Frau Wintermantel. Das ist eine wunderbare Zusammenarbeit. Ich glaube, das ist gut. Weil Jürgen Rüttgers eben so gezeugt hat bei dem Wort Berlin und wo das Herz schlägt – als Rheinländerin habe ich überhaupt kein Problem zu sagen, mein rheinisches Herz schlägt, und dass die Erstverantwortung bei den Ländern liegt, ist gut so. Diese sollen sie auch wahrnehmen, das ist noch besser. Dann können auch wunderbar Bund und Länder zusammenarbeiten. Das ist genau das, was er immer in anderer Rolle gesagt hat, als er noch Bundesbildungsminister war.

Ich finde, so wie es eben Herr Schmachtenberg gesagt hat, Aachen ist ein Beispiel für das, was in Nordrhein-Westfalen in den letzten Jahren seitens der Landesregierung passiert ist. Das ist ziemlich anders, als es einmal war. Diese Landesregierung hat vieles aufarbeiten müssen, was auch schon vorher hätte passieren können. Und so ist es eine gute Situation, dass weniger miteinander gekämpft wird auf den unterschiedlichen Ebenen der Verantwortung, sondern wir die Schnittmengen entdeckt haben, wir uns vor allen Dingen mit den Formen der Kooperation beschäftigen, in denen wir gemeinsam das Wissenschaftssystem in Deutschland und den Forschungsstandort Deutschland weiterbringen können.

Drei Dinge bereiten mir in dem Zusammenhang Sorge. Im Blick auf die Hochschulen fällt mir in der öffentlichen Diskussion auf, dass wir viel über Kosten reden, kaum über den Ertrag. Wenn wir verhandeln wie beim Hochschulpakt – alle Seiten, damit ist niemand herausragend gemeint –, dann wird immer wieder diskutiert, was Studenten kosten und ob man denn wirklich, wenn man in Berlin Senator ist, so viele Studenten will oder ob es nicht besser ist, wenn sie woanders hingehen. Wenn man

dann die Analyse liest, was etwa die Technische Universität Berlin für die Wirtschaft in Berlin bedeutet, was an Ertrag damit verbunden ist, dann glaube ich, dass zu unserer öffentlichen Verantwortung gehört, mehr über den Ertrag zu reden. Wir müssen darüber reden, was eine große Universität in einer Stadt bedeutet, was die Versammlung der Universitäten und der Fachhochschulen in einem Land bedeutet für Wachstumsstrategien, für das Innovationssystem, für die intellektuelle Kultur, für Arbeitsplätze, für Beschäftigung – also das, was uns im politischen Leben in besonderer Weise beschäftigt.

Das Zweite, wenn es um Wissenschaft geht, wenn es um Zukunftstechnologien geht, dann reden wir in Deutschland vor allem über Risiken. Da gibt es eine unglaubliche Leidenschaft, über Risiken zu reden. Kaum jemand redet über Chancen. Wer in einer Situation wie jetzt, in dieser schwierigen wirtschaftlichen Lage glaubt, er könne alleine mit den Technologien der Vergangenheit die Zukunft gestalten, wer glaubt, er könne bei allem, was neu ist, nur über Risiken sprechen, verspielt Chancen für die künftigen Generationen, verspielt die Zukunft unseres Landes. Es kann nicht sein, dass derjenige, der sich mit den Risiken beschäftigt und vor allem dafür kämpft, dass etwas nicht kommt, die Moral auf seiner Seite hat und alle diejenigen, die der Meinung sind, dass auch über Chancen gesprochen werden muss und dass etwa über die Rolle von Forschung im Zusammenhang mit Zukunftstechnologien gesprochen werden muss, den Beitrag der Zukunftstechnologien für Wachstumsstrategien, der Technokratie bezichtigt werden und der Eindruck erweckt wird, die Moral und die Verantwortung seien nur auf einer Seite. Nein, wir müssen für Zukunftstechnologien so viel Leidenschaft entwickeln wie für Abwrackprämien. Wir müssen für Investitionen in Forschung so viel Leidenschaft entwickeln wie für alle möglichen Subventionen, die es immer noch gibt. Sie mögen alle ihren Sinn haben, aber zum Gesamtkontext einer Industrienation wie der Bundesrepublik Deutschland im 21. Jahrhundert gehört ein schärferer verantwortungsbewusster Blick in die Zukunft, denn – vor wenigen Wochen ist es noch festgestellt worden vom Institut für Wirtschaftsforschung – in keinem anderen Industrieland ist der Anteil an der Wertschöpfung, der mit forschungsintensiven Gütern und wissensbasierten Dienstleistungen zu tun hat, höher als in Deutschland.

Das ist die Chance in dieser Situation – ich komme gerade von der Hannover Messe, wo gestern den ganzen Abend darüber geredet worden ist. Wir haben heute einen Rundgang gemacht. Wer sich anschaut, was an Innovationskraft in diesem Land steckt, der weiß auch, dass wir durch diese Krise in der Tat gestärkter herauskommen können, als wir hineingegangen sind. Aber das fällt nicht vom Himmel, sondern das wird nur gelingen, wenn wir bereit sind, uns den Zukunftstechnologien verantwortungsbewusst, aber eben auch mit Leidenschaft zu stellen.

Ich möchte Sie herzlich bitten, diese öffentliche Diskussion, die wir dazu führen müssen – und wir müssen sie in den nächsten Wochen über die grüne Gentechnik führen, und wir müssen sie in den nächsten Monaten über die Kernenergie führen... Das mag den Leuten alles nicht passen. Politik und Politiker sind aber nicht dazu da, nur zu reden, wovon sie überzeugt sind, dass alle es hören wollen, sondern wir alle im öffentlichen Leben sind auch dazu da, hin und wieder zu versuchen, jemanden zu überzeugen von dem, was richtig ist.

Die dritte Sorge bezieht sich auch auf die Zukunft. Das sage ich als jemand, der viele Jahre mit Bildung und Bildungspolitik zu tun gehabt hat. Es ist nicht nur ein Thema in Deutschland. Wie gelingt es uns in Deutschland und in den übrigen europäischen Ländern, wirklich unsere Bildungssysteme auf den Stand des 21. Jahrhunderts zu bringen? Wir alle leben und haben auch noch gestaltet – das darf ich sagen als jemand, der das zehn Jahre lang gemacht hat – mit Bildungssystemen des 20. Jahrhunderts. Wir reden über Strukturen, wir reden kaum über Inhalte und Substanz. Wie man das Ding organisiert, ist zweitrangig. Zunächst müssen wir die Frage beantworten, was wir eigentlich glauben, was Bildung im 21. Jahrhundert ausmacht. Wir müssen darüber reden, was ein modernes Curriculum ist. Wir dürfen uns nicht immer mit jungen Leuten beschäftigen, wenn sie eben nicht Naturwissenschaften oder Technikwissenschaften studieren. Die Mehrheit der Gymnasiasten in Deutschland heute hat in der gesamten Oberstufe keinen Physikunterricht, weil sie sich nicht dazu entscheiden, und in der Regel – das hat mir jemand erklärt, der mir klarmachen wollte, dass man erst ab Klasse 8 Physik haben darf, das war bis vor kurzem noch so – haben sie ganze drei Jahre lang Physikunterricht. Dann wundern wir uns, dass wir

zu wenige Naturwissenschaftler und Technikwissenschaftler haben. Übrigens eine vergleichbare Rechnung kann man mit Chemie aufmachen, da kommt man im Schnitt auf vier Schuljahre. Das ist die Frage nach den Inhalten, das ist die Frage nach der Substanz. Die Frage ist: Reicht denn das, was im Angebot ist oder wovon wir sagen, dass es heute gymnasiale Bildung ist, für das, wovon wir alle sprechen, dass hoch qualifizierte Fachkräfte, vor allem in den Natur- und Technikwissenschaften, für uns so wichtig sind, wichtig für die Quelle künftigen Wohlstands, wichtig für Wachstumsstrategien, wichtig für Lebensgrundlagen und Beschäftigung in Zukunft. Das ist ein Beispiel, von dem ich sage, wenn der Fachkräftemangel in Deutschland nicht zur größten Wachstumsbremse werden soll – und in der Gefahr sind wir, auch das war Thema heute den ganzen Vormittag auf der Hannover Messe an jedem zweiten Stand –, dann finde ich ganz wichtig, dass alle Akteure, auch aus den Hochschulen heraus, sich beteiligen an einer wirklichen Bildungsdiskussion über die Inhalte, über die Substanz, über das, wovon wir überzeugt sind, dass es im 21. Jahrhundert zu einem gebildeten Menschen gehört und auch dazugehört, wenn jemand erfolgreich studieren soll.

Meine Damen und Herren, alle drei Punkte, die Wahrnehmung der Chancen von Hochschulen im Ertrag für eine Stadt, eine Region, ein Land, dem Verständnis und mehr Leidenschaft für die Chancen der Wissenschaft und der Zukunftstechnologien und eine substanzreichere und modernere Diskussion über Bildung, all dies sind Faktoren, die die Arbeit der Hochschulen zutiefst betreffen, die die Atmosphäre betreffen, in denen Hochschulen in Deutschland arbeiten, in denen sich Forscherinnen und Forscher aufhalten. Das ist der Hintergrund. Deshalb ist es etwas, das auch ganz stark zum kulturellen Klima in unserer Gesellschaft gehört. Ich bin davon überzeugt, dass so etwas wie kulturelles Klima auch die Wahrnehmung der Wissenschaft prägt. Es prägt die Wahrnehmung von Hochschulen. Hier sind wir ein Stück vorangekommen, nicht zuletzt auch durch die Dynamik der Exzellenzinitiative und manches, was in den letzten Jahren in den Ländern und bundesweit möglich war.

Jetzt gibt es eine Menge Themen, an denen wir aktuell sind. Ich will nur wenige Punkte nennen von den Dingen, die mir wichtig sind und bei denen ich davon ausgehe, dass wir in nächster Zeit auch eine Menge gemeinsam entwickeln sollten. Das erste ist die Weiterentwicklung und Profilierung der Hochschulen, dem Herzstück des Wissenschaftssystems, für das Innovationssystem. Für die Technischen Universitäten ist das ein schon selbstverständlicher Prozess. Die Gruppe der TU 9 innerhalb der Konferenz – davon bin ich überzeugt, und ich sage es bewusst hier in Aachen – hat eine ganz wichtige Rolle bei der Frage, wie dieser Prozess der Profilierung passiert, Hochschule als Teil des Innovationssystems. Wir haben gute Beispiele, wenn ich an die Zusammenarbeit von Aachen und Jülich denke, wenn ich an das Karlsruher Institut für Technologie denke, wenn ich an viele strukturelle Weiterentwicklungsprozesse in einzelnen Regionen Deutschlands denke, in denen es um ein besseres Zusammenspiel von Universität und außeruniversitärer Forschung geht, aber längst auch um die Öffnung hin zu den Unternehmen, die Cluster-Bildung. Ich denke, wir sind auf einem guten Weg. Es entsteht sehr viel Neues, das letztlich eine Stärkung des Systems bedeutet, aber auch eine Stärkung bedeuten wird im Hinblick auf das, was ich eingangs gesagt habe. Wenn wir diese Besonderheit der deutschen Industrie, dass die meisten Güter und Werte wie Dienstleistungen zu tun haben mit Forschung und wissensbasiertem Fundament, dann müssen wir jetzt Grundlagen legen für die nächste Generation und auch für die Weiterentwicklung der Institutionen in die nächste Generation hinein.

Ich nenne in dem Zusammenhang auch die Fachhochschulen. Ich habe es mehrfach gesagt. TU 9 ist so etwas wie der Tanker, wenn es um dieses Thema, das Innovationssystem, geht. Ich setze ganz stark darauf, dass wir von den Erfahrungen der letzten Jahre noch manches an Entwicklung gemeinsam ermöglichen können. Ich sage aber auch ausdrücklich, dass, gerade wenn es um Transfer geht, wenn es um die Profilierung der angewandten Forschung geht, ich den Fachhochschulen eine ganz wichtige Rolle zuschreibe. Es ist ein bisschen schade, dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft so zögerlich ist, wenn es um diese Kooperation geht. Ich finde, wenn man ein so ausdifferenziertes Hochschulsystem hat, ist es gut, auch da Kooperationen zu profilieren, weil die Alternative nur ist, dass man am Ende die Differenzierung nicht mehr mag. Ich glaube,

da liegt eine große Chance, in nächster Zeit ein kleines Stück weiterzukommen.

Schließlich zu den generellen Entwicklungsmöglichkeiten. Ich möchte Ihnen ausdrücklich danken, Frau Wintermantel, Herrn Lenzen und anderen, die beteiligt sind, auch Herrn Stückradt für das Land, dass wir dieses schwierige Thema Hochschulzugang geregelt haben – ich hoffe, die Kuh ist vom Eis. Das war eine hochinteressante Diskussion, weil es natürlich auch eine politische war. Es gibt die einen, die zur Autonomie der Hochschule stehen. Dazu gehört die nordrhein-westfälische Landesregierung, und dazu gehöre ich auch. Und es gibt solche, die finden, es könnte immer noch eine Möglichkeit geben, denen mal wieder den Hahn abzdrehen. Deshalb war eine grundlegende Voraussetzung dafür, dass wir zu einer Lösung kommen, dass die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen in Dortmund ihr Selbstverständnis radikal verändert und sich eben nicht mehr versteht als die Herrin aller Studienplätze in Deutschland, nach der sich alle anderen – die Studierenden und die Hochschulen – ausrichten haben. Ich sage es mit solcher Klarheit – der Direktor weiß es auch, das habe ich ihm schon dreimal gesagt –, wenn diese radikale Veränderung des Selbstverständnisses nicht gelingt, spielt sie in Zukunft keine Rolle mehr. Ihre Rolle, so wie wir es jetzt vorgesehen haben, kann sie nur spielen, wenn sie akzeptiert, dass die Hochschulen die eigentlichen Akteure sind. Zu moderner Hochschule in der ganzen Welt gehört es, dass Studierende sich in einer Hochschule oder bei mehreren bewerben und nicht bei irgendeiner planwirtschaftlichen Behörde. Das muss ein für allemal klar sein. Deshalb bin ich sehr dankbar, dass die Hochschulrektorenkonferenz die Initiative ergriffen und das Fraunhofer Institut beauftragt hat mit dem Pflichtenheft. Sie kennen den Stand der Dinge. Jetzt hoffen wir mal, dass es genauso wird. Wir dürfen nicht nachgeben. Es darf im 21. Jahrhundert in Deutschland keine Planwirtschaft bei der Vergabe von Studienplätzen geben. Wer nicht in der Lage ist, Hochschulen zu vertrauen und ständig ins Land tratscht, sie seien irgendwie selbst schuld, dass es nicht klappt, ist nicht geeignet, in diesem Dialog mitzumachen. Das müssen wir durchhalten bis zum Schluss.

Ich bekenne mich auch dazu, dass ich seit Langem zu denjenigen gehöre, die davon überzeugt sind, dass die Einführung der Studiengebühren richtig und gerecht ist. Es stimmt auch – und auch da ist Nordrhein-Westfalen Vorreiter –, dass immer alle Befürworter gesagt haben, die Einführung der Studiengebühren ist das eine, die Etablierung eines Stipendiensystems ist das andere. Deshalb hoffe ich sehr, dass der Vorschlag aus der nordrhein-westfälischen Landesregierung, in dem Fall von Herrn Pinkwart, über kurz oder lang trotz aller Einwände umgesetzt wird. Steter Tropfen höhlt den Stein. Wir müssen wissen, dass die Diskussion über Studiengebühren immer verbunden gewesen ist mit der Diskussion über Stipendien. Alle diejenigen, die in den Hochschulen versprechen, man könne vielleicht auch mal wieder ohne Studiengebühren auskommen, haben noch keine Antwort gegeben auf die Frage, woher das Geld kommt, das den Hochschulen dann fehlt. Deshalb kann ich auch da nur sagen: Durchhalten, sich nicht verrückt machen lassen, sondern wir müssen gemeinsam mithelfen, dass es zu einem Stipendiensystem kommt, und im Übrigen klarmachen, dass 60 Prozent derer, die in Deutschland bislang eben nicht eine Hochschule besuchen, sondern im System der beruflichen Bildung ihren Weg gehen, zum Beispiel viel Geld investieren, um ihren Meistertitel zu machen und sich selbstständig zu machen. Zur Gerechtigkeit gehört auch, dass Akademiker nicht nur unter sich diskutieren, sondern dass sie auch mal schauen, wie eigentlich die Bildungsbiographien bei anderen sind. Auch das sollten wir selbstbewusst in dieser Gebührendiskussion sagen.

Schließlich ein Punkt, an dem wir noch nicht so weit sind, das betrifft eine Vereinbarung der Länder – ich bin davon überzeugt, dass das in der nächsten Dekade mit dem Fortschreiten des Bologna-Prozesses eine große Rolle spielen wird –, nämlich die Kapazitätsverordnung. Es wird viel über die Qualität von Lehre gesprochen. Man sagt mir, die nächste Exzellenzinitiative müsse die Lehre stärker berücksichtigen. Es gibt einen Wettbewerb des Stifterverbandes für besonders gute Ideen zur Stärkung der Lehre. Das finde ich alles in Ordnung, das kann man alles machen. Es schadet nichts, löst aber das Problem noch nicht. Das Problem ist doch klar. Die Kapazitätsverordnung ist zu einer Zeit entstanden – Sie kennen das alles besser als ich –, sie ist nicht mehr modern. Sie passt nicht in den Bologna-Prozess. Sie passt überhaupt nicht ins 21. Jahrhundert.

Deshalb ist es eine Aufgabe für die kreative Klasse, die es ja in jeder Gesellschaft geben soll, auch in Deutschland, sich etwas Besseres auszudenken. Natürlich muss es Zielvereinbarungen mit den Ländern geben. Aber das Ding muss moderner sein, muss realistischer sein, muss dem, was wir mit dem Bologna-Prozess meinen und bewirken wollen, entsprechen. Kapazitätsverordnung und Bologna passen nicht zusammen.

Das sind wenige Punkte gewesen, also diejenigen, die wir im Auge behalten sollten, wenn die unterschiedlichen Themen, an denen wir arbeiten, auch zusammenpassen sollen. Das ist auch eine Frage der Verlässlichkeit und der Glaubwürdigkeit. Unsere Wissenschafts- und Forschungspolitik muss irgendwie so sein, dass das eine Element zum anderen passt und nicht der Eindruck entsteht, mit dem einen verhindern Sie eigentlich das andere. Was steht aktuell in den nächsten Tagen bevor? Die berühmten drei Pakte. Der Hochschulpakt in der zweiten Phase, 275.000 zusätzliche Studienplätze. Auch da kann ich nur sagen, eine Riesenchance für unser Land. 275.000 junge Leute, die sich auf den Weg machen, von denen möglichst viele das studieren, was wir wichtig finden, gut studieren können. Auch diese Diskussion ist bitte zu führen als eine Diskussion über Chancen. Was wäre, wenn die Studienplätze nicht da wären? Was wäre denn, wenn wir nicht mehr junge Leute in den nächsten Jahren hätten, die diesen Weg gehen? Wir haben immer gesagt, die Exzellenzinitiative darf nicht Strohfeuer sein. Sie braucht eine gewisse Verstetigung, nicht, weil wir am Ende davon ausgehen können, dass alle irgendwie Exzellenzuniversitäten sind, aber weil es Bewegung im System geben muss. Die Länder und der Bund verhandeln immerhin über einen Mittelzuwachs von 30 Prozent. Der dritte Pakt ist der Pakt für Forschung und Innovation für die außeruniversitären Einrichtungen.

Das alles bereitet 16 Finanzministern in den Ländern und einem Bundesfinanzminister schwere Stunden. Das ist auch alles natürlich mit riesigen Investitionen verbunden. Ich will jetzt nicht wieder „Abwrackprämie“ sagen, aber es ist ja völlig klar, dass man geneigt ist, immer wieder bestimmte Stichworte zu nennen, die jetzt wichtig sind und hinter denen wir nicht zurückbleiben dürfen, wenn wir uns über das unterhalten, was nach der Krise kommt. Das, worüber wir uns da

unterhalten, betrifft die zweite Dekade dieses Jahrhunderts. Sie betrifft, wenn ich die Zeit bis 2018 nehme, eine Gesamtinvestition der Länder und des Bundes von 16 Milliarden. Und ich glaube, es ist eine dringende und zwingende Investition für den Hochtechnologiestandort Deutschland, für ein Land, das den Wohlstand – den intellektuellen, den kulturellen, den ökonomischen Wohlstand – erhalten will, den wir erreicht haben.

Das ist ein großes Paket, von dem ich hoffe, dass wir am 14. Juni bei der Konferenz der Ministerpräsidenten mit der Bundeskanzlerin zu einer entsprechenden Vereinbarung kommen. Da wird natürlich drinstehen „vorbehaltlich der Beschlüsse künftiger Parlamente“, da wird natürlich drinstehen, dass es die Aufgabe in den nächsten Jahren ist, die Dinge finanziell so zu ermöglichen – so war es beim letzten Mal auch. Aber ich glaube, es ist ein gutes Zeichen, dass die 16 Länder und der Bund sich so auf diese drei großen Pakte haben einigen können, konzeptionell im Blick auf Zuwachsraten, im Blick auf das, was sich jeweils hinter einem solchen Pakt verbirgt. Ich möchte auch sagen, dass der Hochschulpakt nicht nur aus den 275.000 Studienplätzen besteht, sondern auch aus der Weiterführung der Programmkostenpauschale für die Forschung an Hochschulen, die alleine der Bund trägt, von der ich aber überzeugt bin, dass sie wichtig ist im Blick auf eine vernünftige Balance zwischen Forschung in den Hochschulen und außeruniversitärer Forschung.

Schließlich wird ab Donnerstag, dem 23. April, ein großer Wissenschaftsexpresszug durch Deutschland fahren, in 60 Städten – auch hier in Aachen – Halt machen. Auch das ist eine gute Möglichkeit, wenn Sie so wollen, ein symbolisch wichtiger Punkt im Jahre „60 Jahre Bundesrepublik Deutschland“. Es muss zu diesem Jubiläum gehören, zu sagen, dieses Land ist groß geworden, weil Wissenschaft und Forschung in diesem Land erfolgreich wirken. Das Wirtschaftswunder ist nicht vom Himmel gefallen, sondern es hat zu tun gehabt mit einer Ordnung der sozialen Marktwirtschaft und damit verbunden der Überzeugung schon der Generationen vor uns, dass in diesem Land viel Kraft steckt für Innovationen, für technologische Entwicklung, für das, was heute Grundlage unseres Wohlstandes ist. Deshalb muss für die nächsten Jahre gelten und wir müssen uns immer wieder einen alten Satz aus der Landwirtschaft in Erinnerung rufen, der aber auch heute noch stimmt,

dass wer an der Saat spart, an der Ernte verliert. Er gilt zu jeder Zeit. Deshalb ist die selbstbewusste Repräsentanz der Hochschulen in unserer Gesellschaft wichtig. Deshalb ist wichtig, dass sie sich verstehen als Teil der intellektuellen Kultur, als die Orte, in denen die Eliten dieser Gesellschaft wichtige Jahre ihres Lebens Erfahrungen sammeln. Sie können solche und andere Erfahrungen sammeln. Deshalb ist wichtig, dass wir breiten Konsens über Investitionen und auch über Modernisierungskonzepte erreichen. In diesem Sinne, Dank für gute Zusammenarbeit und herzlichen Glückwunsch.

Dr. Jürgen Rüttgers

Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen

Sehr geehrte Frau Bundesministerin, liebe Annette Schavan,
Frau Präsidentin,
Magnifizenz,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie sehr herzlich hier in der Kaiserstadt Aachen, mitten im Herzen Europas, im Städtedreieck Aachen, in Nordrhein-Westfalen, das gerade dabei ist, vertraglich Teil des Benelux-Prozesses zu werden. Wir freuen uns, dass Sie heute hier bei uns zu Gast sind.

Alle Welt redet über die Wirtschaft, über die Wirtschaftskrise, über die Finanzkrise, über Konjunkturprogramme, über Wirtschaftsförderung. Auch Bildung spielt eine Rolle. Aber es besteht die Gefahr, dass Bildungsfragen ökonomisiert werden. Das ist nicht neu. Viele Bildungsreden der letzten Jahre hatten einen bestimmten Ablauf. Ich will gestehen, auch ich habe solche Reden schon gehalten. Das hört sich dann so an: „Deutschland ist ein rohstoffarmes Land, deshalb müssen wir in unsere Köpfe investieren. Das tun wir viel zu wenig. Das beweisen die PISA-Studie und die OECD-Vergleiche.“ Das alles gipfelt immer in der Aussage: „Das geht so nicht, wir brauchen mehr Bildung, mehr Abiturienten, mehr Studenten und natürlich auch mehr Hochschulabsolventen. Wenn diese alle mal im Beruf stehen, dann geht es mit der Wirtschaft aufwärts.“

Das ist alles nicht falsch, aber es ist einseitig. Bildung wird da nur Mittel zum Zweck, Durchgangsstation zu mehr Wettbewerbsfähigkeit. Natürlich gibt es einen Zusammenhang zwischen gut gebildeten Menschen und dem Wohlstand eines Landes. Und natürlich muss Bildung auch ihren Beitrag zu unserem ökonomischen Wohlstand leisten. Aber das greift zu kurz. Bildung und insbesondere Allgemeinbildung, Schule und Universität haben einen eigenen Wert mit ihren Anforderungen, ihrem Eigensinn, ihren besten Traditionen, denn Bildung ist auch Selbstzweck. Sie trägt ihren Lohn in sich. Deshalb dürfen wir Bildung nicht der Ökonomisierung unterwerfen.

Im Jahre 1997 war ich schon einmal Gast bei der Hochschulrektorenkonferenz, damals in Siegen in der damaligen Jahresversammlung. Damals habe ich noch als Zukunftsminister gesagt: „Humboldts Universität ist tot.“ Der eine oder andere mag sich erinnern. Das hat damals für Aufregung gesorgt, vielleicht auch deshalb, weil es einen wunden Punkt getroffen hat. Forschung in Einsamkeit und Freiheit, wie Humboldt sich das ehemals vorstellte, geht in der globalisierten Wissensgesellschaft wahrlich nicht mehr. Auch die Einheit von Forschung und Lehre kommt im Zeitalter der Massenuniversität an ihre Grenzen, schon gar, wenn sie nur proklamiert und nicht ermöglicht wird. Jedenfalls ist sie nach meiner Beobachtung in den letzten Jahrzehnten zu einer Art Mythos geworden. Das mag paradox klingen, aber man musste die humboldtsche Universität neu erfinden, um sie zu erhalten, um den Kerngedanken der Einheit von Forschung und Lehre im Zeitalter der Massenuniversität zu bewahren. Deshalb war es auch richtig, das Studium zu reformieren, auch mit den Bachelor- und Masterabschlüssen, auch um europäische Maßstäbe dem deutschen Universitätssystem zugrunde zu legen.

Auch wenn die Universität Humboldts von früher tot ist, lebendig ist und bleibt das humboldtsche Bildungsideal, das Ideal der freien Selbstbildung und Bildung des Menschen, das Entfalten aller Talente und Begabungen, so wie es Wilhelm von Humboldt, wie ich finde treffend, gesagt hat: „Wer, wenn er stirbt, sich sagen kann, ich habe so viel Welt, als ich konnte, erfasst und in meine Menschheit verwandelt, der hat sein Ziel erreicht.“ Ich glaube, das ist ein Grundgedanke der Bildung des Menschen.

Im humanistischen Ideal verkörpert sich die Idee der ganzheitlichen Selbstbildung. Erst diese umfassende Bildung von Körper, Geist und Seele ermöglicht individuelle Selbstbestimmung und Selbstverantwortung. Dieses Ideal hat bis heute Gültigkeit. Aber es ist gefährdet.

Schon Ende der 1950er Jahre hat der Philosoph Theodor W. Adorno eine Theorie der Halbbildung verfasst, mit der er vor einer zu starken Verengung des Bildungsbegriffs auf das Nützliche warnte. Ich finde, er hat auf etwas ganz Wichtiges hingewiesen, nämlich darauf, dass die

meisten großartigen Entdeckungen und Erfindungen gemacht wurden, weil sich Menschen lange Zeit mit ungelösten Problemen beschäftigen konnten, wie Albert Einstein, wie Leonardo da Vinci, ohne dabei dauernd auf die Verwertbarkeit oder ökonomische Nützlichkeit einer Erfindung schielen zu müssen, ja ohne überhaupt zu wissen, ob die Frage von praktischer Relevanz sein würde. Aber genau das ist Bildung. Wer die Bildung allein ökonomischen Zwängen unterwirft, der erzeugt Halbbildung oder gar Unbildung. Die totale Ökonomisierung der Bildung führt in die Irre. Dann wird Wissenschaft zu einer reinen Faktensammelstelle, zu einer Unterabteilung von Google oder Wikipedia.

Um nicht missverstanden zu werden: Fakten sind wichtig und ökonomischer Nutzen ist auch wichtig. Aber heute gibt es eine ganze Reihe so genannter Bildungsexperten, die Bildungsziele einzig und allein der Verwertungslogik des Marktes unterordnen. Ihr Bildungskonzept zielt ausschließlich auf Praxisnähe und Beschäftigungsfähigkeit ab. Das greift zu kurz. Es führt zu kultureller Armut, zu einem kurzfristigen Denken, zu mangelnder Reflektion. Und es führt letztlich dazu, dass Entscheidungen getroffen werden, die nicht gründlich durchdacht sind, Entscheidungen, für die es keine Maßstäbe gibt, für die keiner mehr die Verantwortung übernehmen will.

Nehmen wir die Krise auf den Finanzmärkten mit all ihren furchtbaren Folgen für die Realwirtschaft. Auch hier führte ein Verlust der Maßstäbe, die mangelnde Verbindung von Entscheidung und Verantwortung, zur Katastrophe. Wir müssen zurückkehren zu den Maßstäben etwa in der Ökonomie, in der Wirtschaft des ehrlichen Kaufmanns in unserer Gesellschaft zu Fleiß, Anstand und Ehrlichkeit. Wir müssen vor allen Dingen dahin zurück, dass Entscheidung und Verantwortung wieder eng miteinander verbunden werden, denn nur das schafft Vertrauen. Nur neues Vertrauen kann die Krise beenden. Wir wollen doch den Menschen, der sich verantwortlich fühlt für die Gesellschaft, in der er lebt, der sich für das Gemeinwohl und nicht nur für das eigene Interesse einsetzt. Dafür brauchen wir Schulen und Hochschulen, die wache, wahrnehmungsfähige, kenntnisreiche, im besten Sinne gebildete Bürger formen, Bürger, die Verantwortung übernehmen für die Entscheidungen, die sie treffen.

Für mich ist das der entscheidende Dreiklang unserer Zeit: Bildung, Entscheidung und Verantwortung. Alle drei gehören eng zusammen. Um das humboldtsche Bildungsideal zu erhalten, musste die humboldtsche Universität reformiert werden. Die Sorbonne-Erklärung 1998 war der Startschuss für die neue Entwicklung unserer Hochschulen. Der Anlass für diese folgenreiche Erklärung, die wir damals unterschrieben haben, hätte übrigens auch kein besserer sein können. Es war die 800-Jahr-Feier der altehrwürdigen Sorbonne. Besser konnte auch die Symbolik nicht sein. Es wurde etwas ganz Neues an dieser traditionsreichen Universität beschlossen, etwas, was alte Traditionen in die neue Zeit überführt. Es ging auch darum, Studenten und Wissenschaftlern zu erleichtern, grenzübergreifend zu studieren, die Abschlüsse vergleichbar zu machen und anzuerkennen. Hier in der Städtereion Aachen, hier in Benelux und Nordrhein-Westfalen weiß man, wie wichtig das ist.

Mit der vierten Novelle des Hochschulrahmengesetzes wurde ein Drittel der Vorschriften zur Regelung von Organisation und Verwaltung in den deutschen Universitäten gestrichen. Auch das war notwendig. Eine Eigenverantwortung, eine Autonomie ist doch der zentrale Grundsatz, ganz im Geiste Humboldts. Ich bedanke mich sehr herzlich bei Annette Schavan. Wir versuchen zusammen mit dem Bund es hier in Nordrhein-Westfalen umzusetzen, und Magnifizenz Schmachtenberg hat es erwähnt. Das war schon ein wichtiger Schritt, das Hochschulfreiheitsgesetz, wo die Politik, die Administration und die Landesregierungen gesagt haben, wir wollen nicht mehr in die Hochschulen hineinregieren. Es muss keine Fachaufsicht der Politik über die Hochschulen geben. Körperschaften des Öffentlichen Rechts – das sind die nordrhein-westfälischen Hochschulen jetzt – können selber entscheiden, verantwortlich entscheiden bei ihren Finanzen, bei ihrem Personal und bei ihrer Organisation.

Ich glaube, dass die Zukunft in mehr Autonomie liegt. Denn Entscheidung und Verantwortung gehören eben zusammen. Ich weiß natürlich, dass man auch Planungssicherheit haben muss, dass das alles nicht funktioniert, wenn man nur von Jahr zu Jahr entscheiden kann. Deshalb ist es auch richtig, langfristige Verabredungen zu treffen. Deshalb war ich dem Landtag von Nordrhein-Westfalen sehr dankbar, dass er entschieden

hat, die Verabredungen für die gesamte Legislaturperiode zu treffen, sodass die Verträge mit den Hochschulen abgeschlossen werden konnten. Ich habe natürlich vor, das in der kommenden Legislaturperiode wieder genauso zu machen, damit man auch entscheiden kann und die Verantwortung wieder übernehmen kann. Übrigens hat es damit auch mehr Geld gegeben, nicht nur dankenswerterweise vom Bund, sondern auch das Land hat 190 Millionen aus dem Landeshaushalt zusätzlich für die Hochschulen zur Verfügung gestellt.

Natürlich wird es auch Zeit, dass die Gebäude unserer Hochschulen – Magnifizenz hat darauf hingewiesen – anders aussehen. Deshalb werden wir in den nächsten zehn Jahren acht Milliarden Euro für die Sanierung unserer Hochschulen hier in Nordrhein-Westfalen aufbringen, um damit den Modernisierungs- und Sanierungsstau aufzulösen.

Ich stimme ausdrücklich dem zu, was Annette Schavan gesagt hat. Auch die Fachhochschulen sind in dem Kontext wichtig. Wir sind gerade dabei, hier in Nordrhein-Westfalen acht der bestehenden Fachhochschulen auszubauen. Drei neue Fachhochschulen im MINT-Bereich werden gerade gegründet, und eine weitere Fachhochschule wird noch in diesem Jahr gegründet, die sich mit dem Thema Gesundheit beschäftigen soll. All das zählt sich aus. Die nordrhein-westfälischen Hochschulen bilden jedenfalls so viele Akademiker aus wie noch nie in der Vergangenheit.

Wir werden in der Wissensgesellschaft nur bestehen, wenn wir exzellent sind, wenn wir mit an der Spitze stehen. Es ist deshalb ein sehr wichtiges Signal, dass es jetzt eine Einigung über die Weiterführung von Hochschulpakt und Exzellenzinitiative gibt. Das ist gut so. Übermorgen wird es die gemeinsamen Beschlüsse geben, Annette Schavan hat darauf hingewiesen, das ist eine gute Nachricht. Ich bedanke mich herzlich, teile die Wertung, will es aber auch noch einmal sagen. Manche Dinge kann man gar nicht oft genug sagen, irgendwann werden es die anderen dann schon kapieren.

Natürlich ist es enttäuschend und bleibt es enttäuschend, dass es noch keinen Beschluss über ein bundesweites Stipendienmodell gibt. Aber seien Sie sicher, wir werden diese Entscheidung gegen die Studentinnen

und Studenten nicht hinnehmen. Dieses Modell sah vor, den Anteil der Stipendiaten von 2 Prozent auf 10 Prozent zu steigern. Das Beste ist ja immer, irgendeiner muss anfangen, also fangen wir mal an. Wir in Nordrhein-Westfalen werden nun in Eigenregie ein solches Stipendiensystem einführen. Schon zum nächsten Wintersemester werden 1.200 Stipendien zur Verfügung stehen. Das Angebot wird dann Jahr für Jahr kontinuierlich weiter ausgebaut.

In Nordrhein-Westfalen bauen wir auch die Forschung in den Hochschulen aus. Auch das ist ein bekanntes langes altes Thema aus der Geschichte der Hochschulrektorenkonferenz. Wir haben in den letzten vier Jahren hier in Nordrhein-Westfalen 16 neue Forschungszentren gegründet. Ich will gerade an dieser Stelle noch einmal sagen, dass ich mich herzlich bedanke beim BMBF und seiner Ministerin für die gute Kooperation in diesem Bereich. Übrigens, gerade auch hier in Aachen, das Gleisdreieck ist ein Ergebnis dieser Zusammenarbeit. Das wird der größte europäische Forschungscampus in einer Universität, und er hat sicherlich insofern auch eine symbolische Bedeutung.

Die neue Universität des 21. Jahrhunderts ist eine Hochschule, die nicht staatlich bevormundet wird. Sie ist Hochschule, sie ist nicht Einheitsschule. Sie hat ein klares Profil. Sie ist die Hochschule, an der exzellente Forschung und exzellente Lehre zusammengehören. So viel Humboldt muss sein. Die Hochschulrektorenkonferenz hat den Weg der Universitäten ins 21. Jahrhundert intensiv begleitet mit viel Sachkenntnis und konstruktiver Kritik. Ich setze darauf, dass sie das auch in Zukunft tun wird. Ich gratuliere der Hochschulrektorenkonferenz sehr herzlich zu ihrem 60. Jubiläum, und ich wünsche Ihnen alles Gute für die Zukunft. Bleiben Sie jung! Vielen Dank.

Festrede

Professor Dr. Paul Nolte

Professor für Neuere Geschichte an der FU Berlin

Sehr geehrte Frau Bundesministerin Schavan,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident Rüttgers,
sehr geehrte Frau Präsidentin Wintermantel,
sehr geehrter Herr Rektor Schmachtenberg,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

„Die Hochschulen: Motor wissenschaftlicher Entwicklung“ – so lautet das Thema der heutigen Veranstaltung. Besonders überraschend oder gar provozierend klingt das eigentlich nicht. Ein Unternehmertag würde die Unternehmen zu Motoren der wirtschaftlichen Entwicklung erklären, ein Kirchentag die Kirchen als wichtige Orte der religiösen Kommunikation behaupten. Und nun also die Hochschulen: Sie behaupten, für Wissenschaft zuständig zu sein. Steckt hinter der dröhnenden Motoren-Metapher also in Wirklichkeit Bescheidenheit? Drückt sich darin gar aus, dass die Hochschulen mehr nicht fordern können, als das Selbstverständliche, dass sie also in die Defensive geraten sind?

Ich will sie nicht mit rhetorischen Schattenspielen mühsam unterhalten. Aber zwei Fragen liegen dann doch nahe – und es stellt sich heraus, dass die Antworten nicht ganz so leicht sind. Die Hochschulen als Motor der wissenschaftlichen Entwicklung: Ja, was denn sonst? Die Wissenschaft bezeichnet die Kernaufgabe, das eigentliche Hoheitsgebiet der Universitäten und anderen Hochschulen. Aber sie lassen sich nicht auf diesem Feld isolieren. Gerade von außen sind immer wieder Ansprüche an die Hochschulen herangetragen worden, denen zufolge sie Leistungen an anderen Stellen, oder für die Gesellschaft insgesamt erbringen müssten. Nicht selten werden in den letzten Jahren die Hochschulen zu Motoren der gesellschaftlichen Entwicklung im weitesten Sinne erklärt. Qualifizierung für eine rasch fortschreitende industrielle Dienstleistungsgesellschaft – soziale Integration und Chancen in einer auseinander driftenden Gesellschaft – Antworten auf die absehbare demografische Verknappung – Anpassung an eine sich entgrenzende

Welt, sei es in Europa oder in globalen Horizonten. Damit sind Stichworte aus den aktuellen politischen und öffentlichen Debatten genannt, die den Hochschulen die Brust schwellen lassen können. Selten in der Geschichte ist ihnen, ist überhaupt dem Bildungssystem so viel Gewicht, eine solche Schlüsselrolle für die Zukunft moderner Gesellschaft – die dann ja auch „Wissengesellschaft“ heißt – beigemessen worden wie im letzten Jahrzehnt. Aber das Angebot, viel mehr zu sein als nur Motor wissenschaftlicher Entwicklung, kann auch listig und vergiftet sein. Selten zuvor sind Bildung und Wissenschaft zu so umfassenden Projektionsflächen wirtschaftlicher, sozialer und moralischer Probleme gemacht worden. Wenn die Antwort auf wirtschaftlichen Wandel, auf soziale Desintegration oder auf das Gebärverhalten an den Universitäten gegeben werden soll, droht am Ende nicht nur eine Überforderung. Auch die Kernaufgabe der Hochschulen: Bestmögliche Wissenschaft in Lehre und Forschung zu betreiben um ihrer selbst willen, kann angesichts vielfacher und auf den ersten Blick schmeichelhafter Funktionalisierungsansprüche in Gefahr geraten.

Die scheinbar harmlose Frage „ja, was denn sonst?“ verweist also in der Tat auf denkbar grundsätzliche Herausforderungen. Ähnlich ist es mit der zweiten Rückfrage an das Motto dieses Nachmittags: Die Hochschulen als Motor wissenschaftlicher Entwicklung – ja, wer denn sonst? Damit sind vielleicht weniger die ganz großen Themen unserer gesellschaftlichen Auseinandersetzung angesprochen. Doch für die Hochschulen geht es um eine nicht minder bedeutsame Frage ihrer Positionierung in einem Feld konkurrierender Ansprüche und Angebote. Wissenschaft findet ja nicht nur an den Hochschulen statt. Die außeruniversitäre Forschung ist in Deutschland seit ziemlich genau hundert Jahren – nimmt man die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als wichtige Zäsur – ein maßgeblicher Player im Wissenschaftssystem. Das Gewicht der sie tragenden Institutionen und deren Attraktionskraft auf hervorragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hat wohl, aufs Ganze gesehen, in den vergangenen Jahrzehnten deutlich zugenommen. Können die Hochschulen noch Motor sein; können Sie dem Wagen der Wissenschaft noch Vortrieb geben, wenn sie ihre Kraft zuallererst an riesige Nebenverbraucher, nämlich eine Überlast in der Lehre, abgeben müssen, während davon befreite Institute

als schnittige Sportwagen durch die Welt der internationalen Exzellenz brausen? Ein zweites kommt hinzu. Unübersehbar hat die politische Steuerung der Wissenschaft seit den 90er Jahren ein erheblich größeres Gewicht gewonnen, nicht zuletzt als Antwort auf die im „Ja, was denn sonst?“ aufgeworfenen weiteren gesellschaftlichen Probleme. Ministerien und Senatsbehörden entwickeln Programme – und locken mit Geld –, in denen, ehe man es sich versieht, auch Präferenzen für Forschungsthemen vorgegeben werden. Das hat unstreitig viel Gutes bewirkt. Aber es verleiht der scheinbar harmlosen Frage nach dem „Ja, wer denn sonst?“ aus der Sicht der Hochschulen eine zusätzliche Ambivalenz.

Meine Damen und Herren, diese Einleitung ist schon viel zu lang geworden, so dass ich jetzt endlich die Gelegenheit nutzen möchte, mich zu bedanken für die Einladung und für die Möglichkeit, aus diesem wichtigen Anlass: 60 Jahre Hochschulrektorenkonferenz in der Bundesrepublik Deutschland, hier zu Ihnen sprechen zu dürfen. Wenn es um einen Rückblick auf einen solchen Zeitraum, um die Erinnerung an Anfänge und Gewesenes geht, dann fragt man wohl einen Historiker in der Hoffnung, dass er die Geschichte in Erinnerung rufe, auf dass man sich anschließend beim Empfang im Stolz auf das seitdem Erreichte zufrieden zuprosten könne. Sofern diese Erwartung besteht, will ich sie nicht ganz enttäuschen, obwohl auch hierzu schon Vieles gesagt worden ist. Aber Sie werden auf warm erzählte Anekdoten aus der Anfangszeit, auf eine Chronologie der Jahresversammlungen und Präsidenten, verzichten müssen. Vielmehr will ich versuchen, die HRK und mit ihr Hochschulen und Wissenschaft in den weiteren Kontext von Akteuren und historischen Entwicklungen während der letzten sechs Jahrzehnte zu stellen. Meine Einleitung zielte ja schon darauf, diese Verflechtungen aktuell, aber auch in ihrer Herkunft und Veränderung hervortreten zu lassen. Die HRK ist nicht wichtig genug – aber auch: zu wichtig, um ihre Geschichte isoliert von anderem zu betrachten. Dass man dabei am Ende auch wieder in der Gegenwart, bei aktuellen Problemen und Herausforderungen für die Zukunft landet, versteht sich fast von selbst.

Man kann ja fast froh sein, dass die Hochschulen noch einen Platz im Kalender gefunden haben, um an die Geschichte „ihrer“ Institution zu erinnern – sogar fast genau auf den Tag der Gründung der

Westdeutschen Rektorenkonferenz morgen vor 60 Jahren. Oder ruft das Umfeld der nicht mehr überschaubaren Feiern und Jubiläen in Erinnerung, dass dieses Datum in der Geschichte der Hochschulen nicht ganz zufällig nur wenige Wochen von der Verkündung des Grundgesetzes am 23. Mai 1949 trennen? In diesem „Super-Gedenkjahr“ 2009 jedenfalls erinnert alles an die Geschichte der Bundesrepublik, die vor 60 Jahren ihren offiziellen Anfang nahm. Bei allen, die diese Geschichte zu einem größeren Teil selber erlebt haben, verbinden sich damit auch persönliche Erinnerungen und ein Rückblick auf das eigene Leben. Diejenige Generation, die in der Gründungszeit geboren wurde: zwischen den späten 40er-Jahren und der Mitte der 50er-Jahre – trägt gegenwärtig den größten Teil der Verantwortung in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und wohl auch an den Hochschulen. Die persönliche Biografie verknüpft sich mit der kollektiven „Selbsterinnerung“ der Bundesrepublik, wie sie uns gegenwärtig nicht zuletzt in den Massenmedien, in Fernsehdokumentationen, in Büchern, in Reportagen und Spezialausgaben von Zeitungen und Magazinen immer wieder entgegentritt. Was wir sehen, wiederholt sich mit erstaunlicher Regelmäßigkeit. Es hat sich geradezu ein Kanon der Personen und Ereignisse, nicht zuletzt auch: der Bilder etabliert, in dem sich die letzten 60 Jahre und ihre Deutung paradigmatisch verdichten.

Sehen auch Sie in diesem Moment das charakteristische Antlitz Adenauers und einen rollenden VW-Käfer auf 50er-Jahre-Straßen, sehen Sie Rudi Dutschke die Faust recken und Willy Brandt in Warschau knien? Sehen Sie Bilder des Terrors in München 1972 und in Köln 1977; schließlich tanzende Menschen nachts auf der Berliner Mauer? Die Massenmedien tragen mehr als früher zur Fokussierung eines Geschichtsbildes bei, das auf die dramatischen Umbrüche und die großen Emotionen abhebt. Die Währungsreform und das westdeutsche Wirtschaftswunder, die 68er-Bewegung, die Krise der 70er-Jahre und der Terrorismus der RAF, schließlich Mauerfall und Wiedervereinigung – das sind wesentliche Etappen der erinnerten Geschichte. Welche Rolle spielen dabei Bildung und Wissenschaft, spielen die Hochschulen? Der Studentenprotest der späten 60er-Jahre hat Eingang in diesen Kanon der Bilder und Ereignisse gefunden; er erinnert daran, wie eng Bildung und Wissenschaft mit der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung und mit

der großen Politik verknüpft sein konnten. Doch der Rest ist eher unauffällig. Jeder ist zur Schule gegangen und immer mehr haben danach auch studiert. Schule und Hochschule, Lernen, Forschen und Wissen legen tragende Fundamente der Gesellschaft und bleiben doch überwiegend unsichtbar. Ihre Geschichte und ihre Verknüpfung mit den großen Ereignissen muss man sich bewusst in Erinnerung rufen.

Man kann sich diese Verknüpfung, was unseren heutigen Anlass betrifft, in einem Modell von drei ineinander liegenden Ringen oder Schalen vorstellen. Im Zentrum stehen die Hochschulen und ihre „Stimme“, die HRK, als Selbstverständigungs- und Interessenorgan. Sie ist Teil des Bildungs- und Wissenschaftssystems – das ist die zweite Ebene oder Schale. Man kann dann fragen, welches Gewicht die Hochschulen unter sich wandelnden Umständen in der weiteren Landschaft der deutschen Wissenschaft der Nachkriegszeit gehabt haben; und welche Rolle die HRK in Pluralismus und Konkurrenz der Mitspieler in Wissenschaft und Wissenschaftspolitik jeweils spielen konnte. Haben die Hochschulen den Kurs bestimmt; wie haben sie an Interessenformierung und Weichenstellungen mitgewirkt? Die dritte und äußere Ebene bezeichnet das, was Historiker gerne die „allgemeine Geschichte“ nennen. Wo hat sie sich, wie das 1968 unzweifelhaft der Fall war, mit der Geschichte von Wissenschaft und Hochschulen verflochten? Konnte die Wissenschaft der Geschichte der Bundesrepublik Impulse geben; oder „spiegeln“ sich in ihr zumindest die großen Linien der Veränderung?

Mindestens ebenso wahrscheinlich ist, dass die Entwicklung der Hochschulen ihrerseits unter dem Druck allgemeiner und äußerer Imperative stand. Ihre Verflechtung mit geistigen Klimata, mit dem „Zeitgeist“, ist nicht nur „1968“ unübersehbar, sondern auch in den ruhigeren Zeiten. Und ebenso zeigt eine schnelle Überlegung, wie eng der Nexus von Hochschulen und wirtschaftlicher Entwicklung bzw. den daraus abgeleiteten finanzpolitischen Handlungsspielräumen gewesen ist. Das mussten die Universitäten, aber auch andere Akteure der Wissenschaft, in den 70er- und 80er-Jahren schmerzhaft erfahren. Die „Autonomie“ der Hochschulen ist das wohl wichtigste Leitmotiv, unter dem die Arbeit der Rektorenkonferenz in sechs Jahrzehnten durchgängig gestanden hat. Sie darf aber nicht mit der Vorstellung verwechselt

werden, die Hochschulen würden in einem abgeschotteten Sonderraum agieren; könnten sich freihalten von den „Störungen“ der Politik, des Zeitgeistes und kulturellen Klimas, der wirtschaftlichen Lage. So „einsam“ sind die Universitäten auch zu Humboldts oder Schelskys Zeiten nie gewesen.

Wenn die Geschichte der Hochschulen so ein Teil der Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte, und damit wieder ein Teil der allgemeinen deutschen Geschichte ist: fügt sie sich dann auch in die grundlegenden Interpretationen, in die Deutungsmuster, in die „master narratives“ – wie man jetzt sagt – dieser größeren Geschichte ein? Über diese „Meistererzählung“ der deutschen Nachkriegsgeschichte ist in den letzten Jahrzehnten immer gestritten worden. Die DDR hatte ihre eigene, parteioffizielle Variante. Im Westen standen sich lange Zeit die Begriffe der „Restauration“ und des „Neubeginns“ gegenüber. War 1949 Altes wiederhergestellt, eine Chance verpasst worden? Oder bezeichneten die Jahre 1945 und 1949 den Neubeginn aus einer „Stunde Null“? Nach der Wiedervereinigung und auch im Vorfeld jener 60 Jahre, die wir in diesen Tagen begehen, haben sich in Fachwissenschaft und Öffentlichkeit Deutungen etabliert, die vereinfacht so gehen: Wir haben einen schwierigen Weg gehabt, aber am Ende ist alles gut gegangen. Deutschland ist den – und ich zitiere jetzt einige Formulierungen von Historiker-Kollegen – „langen Weg nach Westen“ zu Ende gegangen (Heinrich August Winkler); die alte Bundesrepublik hat „Liberalisierung als Lernprozess“ erfahren (Ulrich Herbert), und so stehen wir heute vor einer „geglückten Demokratie“ (Edgar Wolfrum).

Daran ist Vieles plausibel und zumal im Kontext von Feierstunden erwähnenswert. Aber die Geschichte geht weiter, und ein flüchtiger Blick sei es auf die Finanz- und Wirtschaftskrise, sei es auf das Ringen um den Hochschulpakt II belehrt uns, dass wir nicht in einem glücklichen Endzustand angelangt sind. Mit anderen Worten: Ich erzähle Ihnen nicht, dass die Hochschulen, wie die Deutschen der Nachkriegszeit überhaupt, der Not entstiegen, erst dieses, dann jenes Problem gelöst haben; und wenn auch noch nicht alles perfekt ist, so kann es doch nur besser werden. Gerade jüngere Generationen werden die Geschichte der Bundesrepublik, davon bin ich überzeugt, zunehmend als eine Geschichte

wechselnder Herausforderungen, Krisen und Krisenbewältigungsversuche lesen. Damit soll nicht gesagt sein, dass sich die Bundesrepublik oder ihre Hochschulen in jener Dauer- oder Strukturkrise befänden, die ein billig inflationierter Krisenbegriff einmal propagiert hat; sozusagen kurz vor dem Exitus. Aber eine simple Erfolgsgeschichte wäre zu billig. Sie unterschläge auch die Dynamik der Geschichte, die Anstrengungen der Akteure, die Niederlagen ebenso wie die Erfolge. Das gilt gerade auch mit dem Blick auf die Hochschulen und ihre Rektorenkonferenz.

Zu keiner anderen Zeit, mit Ausnahme vielleicht der deutschen Wiedervereinigung 1990, stand die Geschichte aller Institutionen, aller Aspekte von Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur überhaupt so unter dem Eindruck derselben Imperative wie in der Besatzungszeit nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches und der nationalsozialistischen Diktatur 1945. Das waren zunächst die Zwänge des unmittelbaren Überlebens, der Linderung von Not und Mangel, der notdürftigen Einrichtung in den Verhältnissen. So galt es auch, den Betrieb an den Universitäten irgendwie aufrechtzuerhalten oder so schnell wie möglich wieder in Gang zu setzen. Normalität und Neuanfang sollten auf diese Weise signalisiert werden; und ganz praktisch: Bald strömten die jungen Männer in die Hörsäle, die in der Bildung eine Kompensation der Kriegserfahrung sahen.

Eine tiefe Ambivalenz kennzeichnet auch noch aus heutiger Sicht das Bewusstsein der Handelnden in dieser Situation. Einerseits erschreckt das Ausmaß an Kontinuität, das über die Zäsur von 1945 hinweg gewahrt werden konnte; und es verwundert der Gestus der Unkompliziertheit, mit der man die vergangenen zwölf Jahre, so als habe es sich um böse Geister gehandelt, loswerden zu können glaubte. „Die Teufel haben auf uns eingehauen und haben uns mitgerissen in eine Verwirrung, dass uns Sehen und Hören verging“, so formulierte das Karl Jaspers in seinem berühmt gewordenen Vortrag „Erneuerung der Universität“ im August 1945 in Heidelberg, stellvertretend für viele andere. Andererseits war schlagartig und grundsätzlich klar, dass es um nichts weniger gehen müsse als um eine „Erneuerung“, einen Neubeginn, der – noch einmal Jaspers – „kein einfaches Anknüpfen an den Zustand vor 1933 sein“ könne.

Wie die Universitäten, wie einzelne Disziplinen und Hochschullehrer mit diesem Spannungsverhältnis umgegangen sind, ist inzwischen breit erforscht und kann hier nicht einmal ansatzweise rekapituliert werden. Es dauerte Jahrzehnte, bis in vollem Umfang verstanden war, dass und wie sich die Wissenschaften auf weite Strecken zu einem Teil des Nationalsozialismus hatten machen lassen. Gleichzeitig stand der demokratische Neubeginn, anders als 1918, ganz außer Zweifel. Angestoßen durch die westlichen Alliierten, besonders die Briten und Amerikaner, konnten sich in teils verblüffendem Tempo Kontakte etablieren und institutionelle Formierungsprozesse in die Wege geleitet werden. Hier in der britischen Zone erklärten sich die zunächst informellen Rektorentreffen im Februar 1946 zur Nordwestdeutschen Hochschulkonferenz, die amerikanische Zone folgte am Ende des Jahres. Über manche Zwischenstufe ging daraus am 21. April 1949 in München eine erste Geschäftsordnung für eine „Westdeutsche Rektorenkonferenz“ hervor. Auch in diesem Bereich waren die Weichen längst auf ein Ausscheiden der Sowjetischen Zone, damit auf die Teilung gestellt.

Es war nicht nur der Geist der akademischen Mandarine, sondern auch die Erfahrung der Diktatur, aus der die Universitäten und ihre neue Vertretung in der WRK damals das Prinzip der Autonomie der Hochschulen ableiteten und gegen die staatlichen Instanzen, vor allem die auf Machtgewinn erpichten Länderkultusminister, zu verteidigen suchten. Etwas abgekürzt kann man sagen: Das gelang – aber die Rektorenkonferenz profitierte davon nicht unmittelbar selbst. Noch vor 1949 betätigten sich die Hochschulen als Geburtshelfer in der Neugründung bis heute zentraler Institutionen der deutschen Wissenschaft, etwa der Studienstiftung des deutschen Volkes und, vor allem, der „Notgemeinschaft für die deutsche Wissenschaft“, aus der später die DFG wurde. Institutionellen Ehrgeiz, die wachsenden Herausforderungen des Wissenschaftssystems unter dem eigenen Dach anzugehen, konnten die Rektoren nicht entwickeln. Der internationale Austausch von Studenten und Wissenschaftlern fiel in die Zuständigkeit des DAAD, soziale Fragen der Studierenden bearbeitete später das Deutsche Studentenwerk. Angesichts der eigenen institutionellen Schwäche, als lose Folge von Rektorbesprechungen ohne einen schlagkräftigen Unterbau, und angesichts eines starken Föderalismus

erlebte die WRK in der ersten Hälfte der 50er-Jahre einen Bedeutungsschwund. Doch ist es müßig darüber zu spekulieren, ob eine straffere Organisation daran etwas hätte ändern können.

Die Zeit bis etwa 1955 kann man ohnehin als eine Phase der institutionellen Flüssigkeit bezeichnen. Erst danach bildete sich das charakteristische Feld der bundesrepublikanischen Wissenschaftspolitik in schärferen Zügen heraus und konzentrierte sich, räumlich und personell verdichtet, in Bonn bzw. Bad Godesberg. Diesmal war auch die Rektorenkonferenz mit von der Partie. 1953 hatte sie ein festes Sekretariat in Göttingen eingerichtet, drei Jahre später folgte der Umzug nach Bad Godesberg und 1962 der Einzug in ein eigenes Dienstgebäude; 1965 dann schließlich noch die Etablierung der Stiftung. Die Nähe zu Parlament und Regierung war auch deshalb notwendig geworden, weil der Bund selber zunehmend in Wissenschaft und Forschung mitspielen wollte. Die Gründung des Atomministeriums 1955, damit die Ausgliederung der Forschungspolitik aus dem Innenministerium, war dafür ebenso ein Signal wie die Gründung des Wissenschaftsrates im Jahre 1957. Das neue „Bonner System“ der Wissenschaftspolitik war durch Vielfalt und Pluralismus der Mitspieler, auch durch ihre scharfe Konkurrenz gekennzeichnet, zugleich aber durch die Durchlässigkeit für Karrieren.

Der erst im letzten Jahr verstorbene Hans Leussink ist dafür ein gutes Beispiel: Der Bauingenieur wurde als Rektor der TH Karlsruhe 1960 Präsident der WRK, wechselte in den Wissenschaftsrat, dessen Vorsitzender er 1965 bis 1969 war, und stieg von dort zum Bundesminister für Bildung und Wissenschaft im ersten Kabinett Brandt auf. Unter dem WRK-Präsidenten Leussink formierte sich 1961 auch die „Heilige Allianz“ der westdeutschen Wissenschaftspolitik, zunächst nur mit den drei Partnern WRK, DFG und Max-Planck-Gesellschaft, die damit ihr Auftreten gegenüber der Bonner Politik zu koordinieren versuchten. Und noch ein charakteristisches Element des damaligen „Bonner Systems“ prägte die Rektorenkonferenz in dieser Phase: Da die Präsidenten der jeweiligen Institution, sei es der Max-Planck-Gesellschaft, sei es der Alexander von Humboldt-Stiftung oder eben der WRK ihr Amt eher als ehrenamtliche Honoratioren führten, kam den Generalsekretären

schnell eine herausgehobene operative Bedeutung zu. Was Friedrich Schneider für die MPG und Heinrich Pfeiffer für die AvH war, das war Jürgen Fischer, ein Schüler Hermann Heimpels, von 1954 bis 1980 als Generalsekretär der WRK. Seit die Präsidenten selber zu hauptamtlichen Wissenschaftsmanagern und Politikern geworden sind, sind die Generalsekretäre ein deutliches Stück in den Hintergrund getreten.

Eine Zeit lang konnte die Interessenvertretung der Hochschulen auch eine wichtige Rolle als Anregerin von Reformen spielen. Von der Hinterzartener Tagung im Jahre 1952 führt ein Weg nach Bad Honnef, drei Jahre später, wo in Zusammenarbeit von WRK und Kultusministerkonferenz die Studienfinanzierung nach dem „Honnefer Modell“ konzipiert wurde, die Vorläuferin des späteren Bafög. Frühzeitig auch wurden die Weichen nach Europa – damals noch: Westeuropa – gestellt; auch das war typisch für die Wissenschaftspolitik der Bundesrepublik in den 50er- und 60er-Jahren. Überhaupt betätigte sich die Wissenschaft damals, das wird oft verkannt, als ein Pionier der europäischen wirtschaftlichen und politischen Integration. Bonner Konsolidierung und europäische Einbindung waren zwei Seiten derselben Medaille. Auf der anderen Seite konnte die Rektorenkonferenz im Übergang von den 50ern in die 60er-Jahre die Meinungsführerschaft auf dem Feld der Wissenschaftspolitik und Hochschulreform kaum noch gegen die politiknäheren Instanzen wie Wissenschaftsrat und KMK behaupten.

Zuerst fehlte, nachdem die unmittelbare Nachkriegsnot überwunden war, ein scharfes Bewusstsein für weitere Aufgaben. Hermann Heimpel erklärte 1955 die deutsche Hochschule, im Anschluss an entsprechende Formulierungen bei Carl Heinrich Becker und im „Blauen Gutachten“ von 1948, für „im Kern gesund“. Acht Jahre später waren die Probleme unübersehbar, aber nun war der Ton bisweilen larmoyant. Der damalige WRK-Präsident und Münchner Forstwirtschaftler Julius Speer jammerte, „dass die Gegenwart zumindest im Augenblick so düster erscheint, dass es schwer ist, überhaupt etwas klar zu sehen“. Er meinte damit Finanzstreitigkeiten und Föderalismus, die erkennbare Überfüllung der Hochschulen und die Verzögerung bei den Neugründungen. Die Rektoren taten sich nicht leicht mit dem veränderten Stil, der sich seit Beginn der

60er-Jahre in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik durchsetzte. Öffentlichkeit und Massenmedien spielten eine größere Rolle; die Bildungsreformdebatte um Picht und Dahrendorf eroberte die medialen Marktplätze. Dem Generalsekretär Fischer wurde 1966 von der „ZEIT“ vorgehalten, die Probleme der Hochschulen für zu kompliziert zu halten, als dass Presse und Öffentlichkeit sie zu verstehen fähig wären – „wissenschaftspolitischer striptease“ liege, so Fischer, der WRK nicht.

Aber dennoch: In der Reform- und Expansionszeit der späten 60er- und frühen 70er-Jahre standen die Hochschulen nicht nur im Brennpunkt der politischen Agenda und der öffentlichen Aufmerksamkeit; die Rektorenkonferenz hatte auch ihren maßgeblichen Anteil daran. Die Stellungnahmen und Empfehlungen der WRK folgten nicht nur in immer kürzerem Abstand aufeinander; sie wurden auch so grundsätzlich wie die „Godesberger Rektoren-Erklärung“ vom 6. Januar 1968. „Die Zukunft der westdeutschen Universitäten hängt ab von den Entscheidungen, die sie jetzt selber treffen“: Dieser erste Satz deutete den Kurs an, den die Erklärung dann weiter ausbuchstabierte: Die Neuordnung der Hochschulen musste sich in erster Linie an dem Gedanken der Autonomie orientieren. Der Autonomie-Grundsatz als das gewissermaßen höchste Gut der Rektorenkonferenz wurde in eine doppelte Richtung vertreten: zum einen als Verteidigung der Freiheit von Forschung und Lehre und der rationalen Selbststeuerung überhaupt gegen die Ansprüche des radikalen Teils der Studentenbewegung, zum anderen aber auch als Forderung gegenüber dem Staat angesichts der zunehmenden bundesstaatlichen Kompetenzen, die dann in der Verfassungsreform von 1969 festgeschrieben wurden.

Über die innere Neuordnung der Universitäten gab es keinen Konsens; die Forderung nach der „Demokratisierung“ der Hochschule wurde kontrovers diskutiert. Während die einen mit der Berufung auf die Autonomie grundlegende innere Reformen abwehren wollten, wurde für Jürgen Habermas, der im Mai 1969 vor der Jahresversammlung der WRK in Hannover sprach, gerade andersherum ein Schuh daraus: „Unter gegenwärtigen Verhältnissen kann die Hochschule ihre Autonomie [gegenüber dem Staat; PN] nur wahren, wenn sie sich als eine politisch handlungsfähige [lies: im Innern demokratisierte; PN] Einheit

konstituiert.“ Sofern sich im Streit ein gemeinsamer Grund ergab, lässt er sich vielleicht mit dem Begriff der „qualitativen“ und „funktionalen“ Demokratisierung umschreiben: Reformen, Mitbestimmung, Auflösung alter Hierarchien ja – aber immer gemessen an fachlichen Kompetenzen und sachlichen Funktionen der Beteiligten in der Universität. In einem denkbar breiten Konsens gingen die Rektoren dagegen das zweite große Thema, das der Expansion, an. Die WRK stand nie in Gefahr, sich als Club der etablierten Alt-Universitäten ins Abseits zu stellen; sie unterstützte die Neugründungen von Hochschulen, auch von Hochschulen neuen Typs wie zumal hier in Nordrhein-Westfalen, ebenso, wie sie die Notwendigkeit der sozialen Öffnung und des breiteren Zugangs zu den Hochschulen früh erkannte und nachhaltig unterstützte. Die Aufnahme der Pädagogischen Hochschulen 1970, dann der Fachhochschulen und weiterer Hochschulen in die WRK 1974 hätte man sich wesentlich konfliktreicher ausmalen können.

Auf den ersten Blick scheint es so, als hätten sich die Wege der Hochschulen und der allgemeinen Geschichte wenig später wieder getrennt. Die Studentenbewegung war ziemlich schnell zerfallen, die Neugründungswelle lief aus, die bildungspolitischen Kontroversen verlagerten sich in den 70er-Jahren eher auf die Schulen. In Wirklichkeit lief die Geschichte von Hochschulen und Wissenschaft einerseits, der „großen Trends“ der Bundesrepublik andererseits auch seit 1972/74 parallel, in einer Phase, die im Grunde bis 1989 andauerte. Für die Hochschulen wie für die Bundesrepublik insgesamt kann man von schwierigen Jahren, von Jahren der Defensive, zuletzt auch von einer Zeit verkannter Herausforderungen sprechen. Das gilt zunächst einmal für jene Zäsur, die mit der Wirtschaftskrise von 1973 und mit dem Regierungswechsel von Brandt zu Schmidt gekennzeichnet ist. Dieser Einschnitt erscheint Historikern in letzter Zeit viel tiefer als der von 1968. Nach einer langen Phase der Expansion musste gespart werden; Helmut Schmidts 1974er-Regierungsmotto „Kontinuität und Konzentration“ galt insofern auch für die Hochschulen, ja für die Wissenschaft insgesamt. Die Erschöpfung nach einer Phase der Hyperaktivität war aber nicht nur materiell, sondern auch mental spürbar.

Es mangelte nicht an Problemen und vorderhand nicht an ihrer Wahrnehmung, wie ein immer breiterer Strom von Stellungnahmen und Konzepten aus Plenum und Arbeitsgruppen auch der WRK unterstreicht. Aber es schienen nun nicht mehr grundsätzliche, sondern eher technische Probleme zu sein, die bewältigt werden mussten: Kapazitätsfragen und Zulassungsverfahren, der Numerus clausus, die von der WRK initiierte „Zentrale Registrierstelle für Studienbewerber“ und ihre Überführung in die Dortmunder ZVS. „Verschiebung der hochschulpolitischen Akzente von Struktur- auf Effizienzfragen, nicht zuletzt unter dem Druck der wirtschaftlichen Stagnation und ihrer Folgen für die öffentlichen Haushalte“, so hielt es der Arbeitsbericht der WRK schon Anfang 1976 stichwortartig als Trend der Jahre seit 1974 fest. Aus der Krise von damals lassen sich noch für die heutige Debatte zwei wichtige Lehren ziehen. Die erste: Die Verkürzung von Reform- und Strukturproblemen auf Effizienzfragen ist fatal. Ohne ein politisches und gesellschaftliches Leitbild der Universität und des Studiums darf über Effizienz nicht diskutiert werden. Daran darf man gelegentlich erinnern.

Die zweite Lehre ergibt sich aus der Beobachtung, dass aus heutiger Sicht ganz erhebliche historische Strukturveränderungen in den 70er- und 80er- Jahren zu lange als periphere oder transitorische Probleme gesehen worden sind. Auch das war ein Merkmal der Zeit und nicht nur der Hochschulpolitik – denken wir an die frühen, aber viel zu lange nicht ernst genommenen Hinweise auf den Zusammenhang von demografischer Entwicklung, öffentlicher Verschuldung und Sozialstaatsexpansion. Deren Pendant an der Universität war die beabsichtigte „Untertunnelung des Studentenberges“. Die Lehre also lautet: Denke nie, dass Probleme sich von selber erledigen. Nach meinem Eindruck sind wir hier in den letzten 15 Jahren besser geworden, auch wenn der besagte Berg noch nicht vom Tisch ist – um das Bild mal richtig verunglücken zu lassen. Frühe Warnungen hat es gleichwohl gegeben, auch aus der WRK. „Die Hochschulabsolventen sind in der Regel zwischen 26 und 27 Jahre alt“, kritisierte George Turner 1980 als Präsident. „Die Studiendauer beträgt durchschnittlich 6,5 Jahre. Es sollte daher angestrebt werden, dass früher als bisher ein erster berufsqualifizierender Abschluss möglich wird.“ Diese Diagnose musste man also nicht 1995 neu erfinden.

Tatsächlich wurde in den 90er-Jahren alles anders, und das gleich zweimal. Was ist damit gemeint? Die erste Zäsur bildete, natürlich, der Mauerfall, die Auflösung der DDR, die Wiedervereinigung. In der Geschichte der Rektorenkonferenz bildete es einen ganz wichtigen Einschnitt, als schon Anfang November 1990 21 Hochschulen aus dem Gebiet der früheren DDR und Ost-Berlins aufgenommen wurden und damit der Namenswechsel in „Hochschulrektorenkonferenz“ erfolgte. Die Transformation des Wissenschaftssystems der DDR zu erörtern ist hier nicht der Platz. Sie bürdete manchen Menschen hohe Kosten auf, doch ihr Erfolg ist unbestreitbar, je mehr sich Erfolg und Attraktion der Hochschulen in den neuen Ländern steigern und der Ausbau von Wissenschaftsstädten wie Jena oder Dresden vorankommt. Das Stichwort von den „Motoren wissenschaftlicher Entwicklung“ gilt hier in besonderer Weise, weil die Hochschulen seit 1990 aus, mit der Auflösung der Akademie der Wissenschaften, aus ihrer politisch verordneten Zweitrangigkeit befreit worden sind. Diese Entscheidung des Primats für die Universitäten hat, so möchte ich behaupten, indirekt auch das Selbstbewusstsein der westdeutschen Hochschulen gestärkt.

Der Umbau in den neuen Ländern war noch im Gange, da wurde ein zweites Mal alles anders, und diesmal in viel umfassenderer Weise. Die lange Zeit verschleppte Krisen- und Strukturdebatte gewann nun auch für die westdeutschen Hochschulen plötzlich rasant an Fahrt. Die Feststellungen, dass es nun nicht mehr so weitergehen könne, wurden unüberhörbar. 1991 „kündigten“ die Hochschulen den Öffnungsbeschluss von 1977; im selben Jahr wendete Dieter Simon, als Präsident des Wissenschaftsrates, die alte Formel von der im Kern gesunden deutschen Universität in sein harsches „im Kern verrottet“. Damit trat die Situation in den neuen Bundesländern, die Zäsur der Wiedervereinigung, die Aufgabe der Integration und Entwicklung der Hochschulen in Ostdeutschland erstaunlich schnell wieder in den Hintergrund oder wurde Teil einer größeren Aufgabe; es hat der sehr positiven Entwicklung der Universitäten in den neuen Ländern nicht geschadet. Man muss es eher anders herum sehen: Wenn Deutschland sich lange Zeit schwer getan hat, aus der Wiedervereinigung auch einen Veränderungsbedarf für den Westen abzuleiten – Stichworte „Reformstau“ und „Ruck“ –, dann sind die Hochschulen diesmal nicht der

allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung hinterhergehinkt. Hochschule und Wissenschaft haben vielmehr in den 90er-Jahren eine Pionierrolle übernommen; in anderen Bereichen, etwa der Sozialstaatsreform, dauerte der Prozess erheblich länger.

Dabei ist auch die Rektorenkonferenz selber neue institutionelle Wege gegangen, so in der Gründung des „Centrums für Hochschulentwicklung“ gemeinsam mit der Bertelsmann-Stiftung im Jahre 1994. Über das CHE, aber auch unmittelbar und nicht zuletzt durch ihre Präsidenten hat sie seit der Mitte des vergangenen Jahrzehnts die Neuerfindung der Hochschulen in Deutschland maßgeblich beeinflusst. Von einer Neuerfindung zu sprechen scheint mir nicht übertrieben, wenn man auf die Überlagerung mehrerer grundlegender Prozesse blickt: die Einführung von Elementen der Differenzierung und des Wettbewerbs – von der HRK schon viel länger gefordert und zugleich unabdingbar mit dem Ziel der Autonomie der Hochschule verknüpft; die Einführung neuer, gestufter Studiengänge als Antwort auf die Überfüllung der Hochschulen, vor allem aber auf die grundlegende Veränderung in der sozialen Struktur der Studierenden, ihrer Motivation und Lebenssituation; schließlich die damit eng verknüpfte Internationalisierung in den Bemühungen um einen gemeinsamen europäischen Hochschulraum, also den „Bologna-Prozess“.

Diese Neuerfindung ist noch nicht abgeschlossen. Sie hat, wie wir alle wissen, erhebliche Kontroversen entzündet und schwere Vorwürfe aus ganz unterschiedlichen politischen Lagern, von Linken ebenso wie von Konservativen, auf sich gezogen. Den Hochschulen – Studierenden ebenso wie Lehrenden – ist in kurzer Zeit sehr viel abverlangt worden. Doch die Transformation, das steht inzwischen fest, ist irreversibel. Und sie hat die Hochschulen aus der Defensive geholt, hat ihnen die Initiative zurückgegeben. Von „im Kern verrotteten“ deutschen Universitäten würde heute wohl niemand mehr sprechen. Im Kern gesund? Vielleicht auf dem Weg dorthin. Also am ehesten in einer Metamorphose, einer Verpuppung begriffen, in einem Übergang des Aggregatzustandes – aber sicherlich nicht in der Verdunstung. Doch damit verlassen wir bereits die historische Analyse und treten in eine Bilanz der gegenwärtigen Situation ein.

Im knappen Durchgang durch sechs Jahrzehnte Geschichte der HRK, der Hochschulen und Wissenschaften in Deutschland und der allgemeinen Geschichte der Bundesrepublik hat sich immer wieder gezeigt, wie eng die Wechselwirkungen zwischen diesen drei Ebenen waren. Nicht nur in spektakulären Zeiten sind die Hochschulen Indikator und Faktor gesellschaftlicher Veränderung gewesen. Ihre Rolle als Motor der Wissenschaft haben sie nicht immer in gleichem Maße gerecht werden können. Zeitweise sind sie Antreiber gewesen, in anderen Phasen eher Getriebene. Dabei zeigt sich zugleich, über mehr als ein halbes Jahrhundert hinweg, eine bemerkenswerte Kontinuität zentraler Themen und Leitmotive. Das Eintreten für eine Autonomie der Hochschulen gehört ebenso dazu wie die Suche nach Antworten auf die veränderte lebensweltliche Situation der Studierenden. Diese lange Kontinuität der Probleme mahnt zur Vorsicht, zu einer gewissen Nüchternheit im Blick auf Gegenwart und Zukunft. Die Hochschulen stehen vor großen Herausforderungen – aber nicht erst seit gestern. Es geht um die Arbeit an neuen Chancen für Hochschulen und Wissenschaft – aber wir werden nicht so verblendet sein, eine goldene Ära des Wissens und der Wissenschaften ausgerechnet für die nächsten zehn Jahre zu erwarten. Karl Jaspers hat es 1945 so gesagt: „Wir werden nicht jubelnd vom ‚Aufbruch‘ reden, nicht noch einmal dem falschen Pathos verfallen, dass es nun gut und herrlich werde (...) Uns bleibt, unser Verhängnis schlicht auf uns zu nehmen, und dann zu tun, was noch möglich ist: harte Arbeit auf lange Sicht“.

Nun, ganz so staubtrocken muss unsere Perspektive heute nicht sein. Die seitdem vergangene Zeit lässt sich zweifellos als eine nicht nur für die Bundesrepublik, sondern auch für die Hochschulen erfolgreiche vergegenwärtigen. Dafür genügt es, sich die Institution Universität vor 60 Jahren und heute in Erinnerung zu rufen und sich klar zu machen, welchen gewaltigen gesellschaftlichen und kulturellen Wandel die Hochschulen seitdem mitvollziehen mussten. Und in komplexen Gesellschaften bemisst sich Erfolg ja nicht nur an triumphalen Siegen in der Schlacht, sondern oft genug an der schlichten Tatsache des einigermaßen unauffälligen, reibungslosen Funktionierens. Das gilt für die Hochschulen ebenso wie für die Demokratie als Institution. Man muss sich nur die elementarsten Daten über die Zahl der Studierenden und die

Studierquote eines Jahrgangs, über den dramatischen Anstieg und dramatischen Erfolg des Frauenstudiums seit 1949, aber auch die Vervielfachung der an den Universitäten tätigen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen vor Augen halten, um das Gewicht dieses Wandels zu ermessen. Dass zwei Millionen Studierende nicht mehr Träger einer exklusiven bildungsbürgerlichen Mentalität sein können, so wie es gerade mal hunderttausend bei Gründung der Bundesrepublik waren, dürfte dann nicht weiter überraschen. Wie wir mit dieser Mittelschicht im Wartestand umgehen und welche Lebens- und Studierhaltung wir von ihr erwarten können, ist freilich eine noch immer nicht geklärte Frage.

Damit bin ich, weil man sich bei selbstzufriedener Erfolgsbilanz auch an einem solchen Tag nicht zu lange aufhalten soll, bereits bei den Herausforderungen und Konfliktzonen. Ich will vier Punkte benennen.

1. Kommunikation und Öffentlichkeit. Wenn Bildung wirklich so zukunfts wichtig ist, wie sich alle hier im Saal versammelten einig sein dürften, dann muss es noch besser als bisher gelingen, die Hochschulen und das gesamte Politikfeld der Wissenschaft ins öffentliche Bewusstsein zu rufen. Die Finanzierung der Hochschulen ist mindestens ebenso wichtig wie die Abwrackprämie. Noch immer fehlt in Teilen der Gesellschaft die Selbstverständlichkeit der Erkenntnis, dass Hochschulen nicht irgendein abgegrenzter Sonderbereich sind, sondern dass sie im Zentrum dieser Gesellschaft stehen. Niemand wird mehr die vorhin erwähnte medienpolitische Zurückhaltung des Generalsekretärs Jürgen Fischer pflegen wollen, und Vieles hat sich seitdem verändert – Hochschulen sind „Orte im Land der Ideen“. Und dennoch gilt: Sie sind als Orte unserer Gesellschaft zu wenig präsent; sie kommen in den Massenmedien, gerade im Fernsehen, viel zu wenig vor. Hier kann auch die HRK in Zukunft eine wichtigere Rolle spielen, wenn sie Positionen bündelt, wenn sie nicht nur reagiert, sondern agiert: Positionen und Visionen entwickelt, wenn sie mit Konzepten für die Wissensgesellschaft von sich reden macht.

2. Hochschulen und außeruniversitäre Wissenschaft. Es ist ein Gemeinplatz zu sagen, dass wir beides brauchen und dass beide voneinander profitieren sollen. Der Dualismus von Hochschulen und

außeruniversitärer Forschung – die wiederum nicht nur fachlich, sondern auch in der institutionellen Verfasstheit ein breites Spektrum abdeckt – ist ein Ergebnis der wissenschaftspolitischen Entwicklung in Deutschland während der letzten hundert Jahre und zuallererst eine Stärke der deutschen Wissenschaftslandschaft auch im internationalen Vergleich. Aber man muss auch sehen, dass sich über viele Jahrzehnte die Gewichte zu Lasten der Hochschulen verschoben haben. Wenn Professoren, unter der Last der Lehre ächzend, der Forschungszeit beraubt, nur darauf warten, dem System Universität im nächsten Karriereschritt entkommen zu können, dann ist etwas faul im Staate Deutschland. Es sollte die Aufgabe der Hochschulen sein, nicht nur im eigenen Interesse klarzustellen, dass sie die „erste Geige“ im Konzert der Wissenschaften spielen und spielen müssen. Die Exzellenz-Initiative ist ein wichtiger Ansatz, weil sie deutlich macht, dass hervorragende Forschung an den Universitäten möglich ist und dort auch Freiräume erhält. Das heißt nicht, dass gute Forschung nur an „Exzellenz-Unis“, geschweige denn nur im Rahmen von „Clustern“ betrieben würde. Herr Ministerpräsident Rüttgers, Sie haben selber vorhin daran erinnert, vor langer Zeit einmal Humboldt für tot erklärt zu haben. Das ist richtig, was das alte Ideal des bildungsbürgerlichen Studierens angeht – und das haben Sie, glaube ich, gemeint. Die schleichende Auflösung der Einheit von Forschung und Lehre dagegen kann nicht das Ziel sein.

3. Die Reform der Studienwirklichkeit. Ich sprach davon, dass Effizienz ohne eine klare gesellschaftspolitische Zielvorstellung sich gefährlich verselbstständigen kann. Ein Bereich, in dem die Klarheit der Ziele lange, über viele Jahrzehnte gefehlt hat und nach meinem Eindruck noch immer zu kurz kommt, ist der Zusammenhang von Studienrealität und studentischer Lebenswelt. Im Durchgang durch die letzten sechs Jahrzehnte fällt auf, wie sehr die Probleme die gleichen geblieben sind. Hermann Heimpel forderte 1955 eine „nähere Heranführung der Hochschulen an die Lebenswirklichkeit“, und Max Horkheimer, damals Frankfurter Rektor, hatte schon drei Jahre zuvor vor der WRK in Kiel ausgeführt: „Je mehr die Basis ökonomischer Unabhängigkeit für unsere Studenten schwindet, je mehr sie ihre Studienzeit auf zu erreichende praktische Ziele abstellen, ja sie womöglich durch eigene Arbeit als Werkstudenten finanzieren müssen, um so mehr schwindet auch die reale

Basis jenes autonomen Denkens, die wir gewohnt sind, mit dem wissenschaftlichen Geiste gleichzusetzen. Wer nicht die Muße hat, ohne auf sein Fortkommen zu schauen, zu lernen und zu denken, dem muss das Wort Autonomie oft wie Hohn klingen.“

Der Bologna-Prozess hat diesen Kontext bisher viel zu wenig berücksichtigt; dabei haben die gestuften Studiengänge das Problem verschärft, zumindest deutlicher sichtbar gemacht. Daraus müssen Konsequenzen gezogen werden: Entweder, indem ein erheblicher Teil der Studierenden explizit in eigene Teilzeitstudiengänge überführt wird oder indem neue Ressourcen der Studienfinanzierung mobilisiert werden. Die Debatte über neue Stipendienmodelle ist zehn Jahre lang verschlafen worden; vielleicht bedarf es eines „großen Schnittes“ wie damals beim „Honnefer Modell“. Zumindest entsteht in letzter Zeit Bewegung, wie etwa das zum kommenden Wintersemester beginnende neue Stipendienmodell unseres heutigen Gastgeberlandes Nordrhein-Westfalen beweist. Auch die Gemeinsame Wissenschaftliche Kommission berät ja aktuell darüber.

4. Die Autonomie der Hochschulen und die staatliche Steuerung. Autonomie konnte, der historische Rückblick zeigt es, zu verschiedenen Zeiten auch ganz Unterschiedliches bedeuten. Heute beanspruchen die Hochschulen kein exklusives, mit Bildungsdünkel bewehrtes Sonderreservat in einer pluralistischen Gesellschaft mehr für sich. Sie sind, wie wir gesehen haben, in die allgemeinen Zeitläufte engstens verflochten und Teil eines Hauptstroms von Kultur und Gesellschaft geworden. Beim Betreten ihrer „heiligen Hallen“ beschleicht einen keine Ehrfurcht mehr. Und es ist gut, dass die Politik die Bedeutung von Bildung, Wissenschaft und Forschung wieder mehr anerkennt als früher. Daraus kann aber nicht abgeleitet werden, dass die Hochschulen zu einem Normalfall staatlicher Steuerung werden sollten. Vor mehr als vier Jahrzehnten wies Helmut Schelsky darauf hin, dass der „technische Staat“ in der Wissenschaft immer mehr ein politisches Macht- und ökonomisches Produktionsmittel sehe und ihr gegenüber seine Interessen durchzusetzen versuche.

Inzwischen sind neue Motive hinzugekommen; in den letzten zehn Jahren auch solche der gesellschaftspolitischen Steuerung und sozialpolitischen Intervention. Wenn man für die Hochschulen kein Sonderreservat beansprucht, muss man diese Ansprüche ernst nehmen. Man darf aber auch daran erinnern, dass die Selbststeuerung der Hochschulen nicht im Gegensatz zu diesen Zielen steht. Mit anderen Worten: In der Autonomie sind kreative Leistungen am besten möglich; läuft der Motor für Wissenschaft und Gesellschaft am besten warm. Oder noch konkreter: Die Hochschulen brauchen eine gesicherte Finanzierung; die Investitionspräferenzen aber müssen im Wissenschaftssystem selber gesetzt werden. Die Haushalte der Universitäten dürfen nicht zu einer Verrechnungsstelle für erbrachte Ausbildungsleistungen verkommen.

Meine Damen und Herren, ich bin jetzt ganz schnell am Schluss. Wenn die Hochschulen an diesen Stellen ein Stück weiterkommen, tun sie nicht nur sich selbst etwas Gutes. Sie zeigen dann auch, dass sie aus sechs zugleich erfolgreichen und wechselvollen Jahrzehnten ihrer eigenen Geschichte gelernt haben. Dann dürfte es nicht so schwer fallen, die Frage nach dem Motor der wissenschaftlichen Entwicklung zu beantworten: Ja, was denn sonst? Ja, wer denn sonst?

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Verleihung des Ars legendi-Preises für exzellente Hochschullehre

Professor Dr. Margret Wintermantel

Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

wir kommen jetzt zum zweiten Teil unserer Festveranstaltung. Wir haben vorhin von Herrn Nolte gehört, es ist was faul im Staate Deutschland, wenn Professoren sich der Lehrverpflichtung entledigen wollen und die Lehre nicht mehr so wichtig finden.

Wir in der Hochschulrektorenkonferenz sind auch der Meinung, dass da etwas faul ist, wenn wir immer von Lehrverpflichtung und Freiheit der Forschung sprechen, wenn wir der Lehre keine so große Bedeutung zusprechen. Wir haben ein Reputationssystem, in dem natürlich die Forschung als zentral gilt. Wir haben heute viel über Humboldt und über Forschung und Forschungsfreiheit gehört, aber eben auch über die Bedeutung der Lehre und die Verantwortung, die wir für unsere jungen Leute haben, ihnen Chancen zu eröffnen durch eine sehr gute Bildung und Ausbildung an den Hochschulen.

Wir haben aus diesem Grunde, unterstützt und finanziert vom Stifterverband, seit einigen Jahren den Ars Legendi zu verleihen. Das wollen wir nun auch heute tun. Ich freue mich sehr, dass Sie, Herr Dr. Oetker, da sind. Wir wollen mit diesem Preis sehr deutlich machen, für wie wichtig wir die Lehre halten. Wir haben den Preis in diesem Jahr in den Ingenieurwissenschaften und der Informatik ausgeschrieben.

Einführung

Dr. Arend Oetker

Präsident des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft

Sehr Frau Ministerin Schavan,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident Rüttgers,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Dr. Jürgen Linden,
sehr geehrte Frau Professor Wintermantel,
sehr geehrter Herr Professor Schmachtenberg,
sehr geehrter Preisträger Professor Vornberger,
sehr geehrte Damen und Herren,

Studiert man die Internetseiten der RWTH Aachen, dann drängt sich mir die Frage auf: Was kann es schöneres geben, als an der RWTH Aachen zu studieren und zu lehren? Ich zitiere: „Die RWTH Aachen ist im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder in allen drei Förderlinien erfolgreich. (...) Mit einem Gesamtvolumen von 180 Millionen Euro werden in den Jahren 2006 bis 2012 folgende Projekte gefördert: das Zukunftskonzept "RWTH 2020: Meeting Global Challenges", die Graduiertenschule "Aachen Institute for Advanced Study in Computational Engineering Science" (AICES) sowie drei Exzellenzcluster.“ Ich zitiere weiter: „Die wissenschaftliche Ausbildung an der RWTH Aachen hat einen hohen Anwendungsbezug. Deshalb sind die Absolventinnen und Absolventen in der Wirtschaft gefragte Nachwuchs- und Führungskräfte. Nationale Rankings und internationale Bewertungen bescheinigen den RWTH-Absolventen eine ausgeprägte Befähigung zur Bewältigung komplexer Aufgabenstellungen, zu konstruktiver Problemlösung in Teamarbeit und zur Übernahme von Leitungsaufgaben. Von daher verwundert nicht, dass jedes fünfte Vorstandsmitglied deutscher Konzerne von der RWTH Aachen kommt.“ Nicht zu schweigen von der internationalen Reputation der deutschen Ingenieurskunst.

Wir freuen uns natürlich besonders, dass sich die RWTH Aachen, als eine von sechs Spitzenhochschulen dazu entschieden hat, auch in den Ring um mehr Ehre für die Lehre zu steigen; ebenso wie alle anderen Mitglieder der TU9 German Institutes of Technology e. V.

Der gemeinsame "Wettbewerb exzellente Lehre" des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft und der Kultusministerkonferenz der Länder ist auf eine hohe Resonanz in den Hochschulen gestoßen: Insgesamt wurden bis zum Bewerbungsschluss Ende März 2009 108 Antragsskizzen eingereicht. 57 Universitäten, 47 Fachhochschulen und vier Kunst- und Musikhochschulen haben sich beteiligt. Damit treten 60% aller Universitäten und 40% aller Fachhochschulen in die Ausscheidung um die innovativsten Konzepte für eine bessere Lehre.

Gesucht werden strategische Konzepte, in denen die Hochschulen auf der Grundlage ihres Selbstverständnisses und ihrer bisherigen Leistungen in der Lehre ihre Ziele für Studium und Lehre definieren. Sie sollen darlegen, wie sie ihre Attraktivität als Ausbildungsstätte – insbesondere für grundständige Studiengänge – maßgeblich steigern wollen. Wegen der unterschiedlichen Rahmenbedingungen bei den staatlichen und den privaten Hochschulen ist der Wettbewerb im Interesse fairer Chancen auf den Kreis der staatlichen und überwiegend staatlich refinanzierten Hochschulen beschränkt.

Um den Besonderheiten der verschiedenen Hochschultypen Rechnung zu tragen, wurden für Universitäten – und gleichgestellte Hochschulen – und Fachhochschulen jeweils gesonderte Wettbewerbslinien mit eigener Auswahlkommission aufgelegt.

Der Wettbewerb ist mit zehn Millionen Euro dotiert, von denen sechs Millionen Euro für die Konzepte der Universitäten und vier Millionen Euro für die Konzepte der Fachhochschulen zur Verfügung stehen. Die ausgezeichneten Initiativen werden über einen Zeitraum von drei Jahren mit jeweils bis zu einer Million Euro gefördert und in der Umsetzung von den Gutachterkommissionen begleitet.

In der ersten Maiwoche werden zwei Gutachterkommissionen getrennt für die Universitäten und die Fachhochschulen entscheiden, welche Hochschulen zu einem ausführlichen Antrag aufgefordert werden. Voraussichtlich im Dezember 2009 wird dann die Entscheidung getroffen sein, welche Hochschulen ausgezeichnet und begleitet werden.

„Mehr Ehre für die Lehre“ – so lautet das Gebot der Stunde. Die hohe Wettbewerbsbeteiligung zeigt den Reformwillen und die Veränderungsbereitschaft der Hochschulen.

„Mehr Ehre für die Lehre“ – unter diesem Motto steht auch die Konferenz mit dem Titel „Ausgezeichnet!- Innovative Konzepte in der Hochschullehre“, die der Stifterverband und die Hochschulrektorenkonferenz gemeinsam am 2. und 3. Juni 2009 durchführen werden. Es gibt viele Beispiele guter Hochschullehre an den deutschen Hochschulen. Ihre Verbreitung hält sich zumeist jedoch in engen Grenzen, selbst wenn es sich um Lehr- und Lernkonzepte handelt, die durch Lehrpreise oder im Rahmen anderer Wettbewerbe ausgezeichnet wurden. Ausgezeichnete Lehr- und Lernkonzepte möchten die Veranstalter auf dieser gemeinsamen Tagung vorstellen. Unser Ziel ist es, die Vernetzung engagierter Hochschullehrer sowohl interdisziplinär als auch in ihrem jeweiligen Fach voranzutreiben, die Verbreitung von Beispielen guter Lehre zu unterstützen sowie der Weiterentwicklung der Hochschullehre neue Impulse zu geben.

„Mehr Ehre für die Lehre“ – dies trifft auch und in besonderem Maße für den Ars legendi-Preis für exzellente Hochschullehre zu. Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und die Hochschulrektorenkonferenz verleihen den Ars legendi-Preis für exzellente Hochschullehre im Jahr 2009 bereits zum vierten Mal. Er wird jährlich alternierend in verschiedenen Disziplinen bzw. Fächergruppen verliehen. Nachdem im Jahre 2006 die Medizinerin Frau Dr. Sigrid Harendza und Herr Professor Reinhard Putz ausgezeichnet wurden, erhielt 2007 der Jurist Rolf Sethe, die mit 50.000 € dotierte Auszeichnung. 2008 wurden exzellente Hochschullehrer in den Wirtschaftswissenschaften gesucht und gefunden: Professor Michael Vogel von der Hochschule Bremerhaven und Professor Joachim Winter von der Ludwig-Maximilians-Universität München. In diesem Jahr wurde der Preisträger in den Ingenieurwissenschaften und der Informatik ermittelt.

Die Ziele des Ars legendi-Preises sind – ich zitiere aus dem Ausschreibungstext 2009:

- Der Preis soll die Bedeutung der Hochschullehre für die Ausbildung des akademischen Nachwuchses sichtbar machen.
- Er soll einen karrierewirksamen Anreiz schaffen, sich in der Hochschullehre zu engagieren und sie über den eigenen Wirkungsbereich hinaus zu fördern.
- Gleichzeitig soll die Qualität der Lehre als zentrales Exzellenzkriterium für Spitzenhochschulen etabliert und als strategisches Ziel des Qualitätsmanagements der Hochschulen profiliert werden.
- Wir wollen Vorbilder für den wissenschaftlichen Nachwuchs, „Stars“ schaffen – deshalb wollen wir „Köpfe“ auszeichnen (statt einzelne Lehrprojekten, Fachbereiche oder Institutionen) und „Schule bildende“ Persönlichkeiten.

Kurzum: Wir möchten zeigen, dass sich gute Lehre lohnt und genauso auszeichnungswürdig ist wie gute Forschung.

Die wichtigsten Kriterien für die Entscheidung der Jury waren – ich zitiere wiederum aus dem Ausschreibungstext 2009:

- Die Lehre des Preisträgers/der Preisträgerin unterstützt den Lernprozess der Studierenden in herausragender Weise.
- Der Preisträger/die Preisträgerin konzipiert und betreibt seine/ihre Lehre mit hoher Professionalität.
- Der Preisträger/die Preisträgerin leistet wesentliche Beiträge zur Gestaltung hervorragender Studiengänge.
- Der Preisträger/die Preisträgerin fördert maßgeblich die Entwicklung und Umsetzung innovativer Lehrkonzepte und Lehrmethoden in der Hochschule und im Fach.
- Der Preisträger/die Preisträgerin ist ein/e ausgewiesene/r Wissenschaftler/in.

Gerne gebe ich Ihnen bereits jetzt einen Ausblick auf den Ars legendi-Preis 2010: er wird in den Geisteswissenschaften vergeben werden. Im

Herbst 2009 wird, wie bereits in den Vorjahren, ein Workshop zur Vorbereitung der nächsten Auswahlrunde stattfinden. Gastgeber wird voraussichtlich die Universität Heidelberg sein. Der Stifterverband und die HRK veranstalten diesen Workshop, um gemeinsam mit Fachvertretern, Studierenden und Hochschuldidaktikern, den Begriff der „guten Lehre“ in den Geisteswissenschaften und damit die Auswahlkriterien zu konkretisieren sowie die Verfahrensmodalitäten zu klären.

Ich komme nun zum Schluss meines Vortrages: Ganz herzlich möchte ich mich bei unserem Partner der HRK bedanken; namentlich bei Herrn Professor Müller, dem HRK-Vizepräsidenten für Lehre, Studium und Zulassung, für die sehr gute Zusammenarbeit.

Ich möchte nun zu Frau Christine Blesinger überleiten. Sie ist Mitglied der Fachschaft Maschinenbau der RWTH Aachen und wird uns nun ihre Eindrücke aus dem Auswahlverfahren als Studierendenvertreterin der Jury schildern und die Laudatio auf den Preisträger Herrn Professor Vornberger halten.

Laudatio

Christine Blesinger

Mitglied der Fachschaft Maschinenbau der RWTH Aachen,
Mitglied der Jury

Ich studiere im achten Semester Maschinenbau an der RWTH Aachen. Ganz zu Anfang meines Studiums wurde mir gesagt: „Für die ersten Semester heißt die Devise Durchhalten, irgendwann im Hauptstudium wird es dann besser.“ Denn gerade die ersten Veranstaltungen sind sehr theorieelastige Massenveranstaltungen, obwohl die Studierenden doch eigentlich Flugzeuge oder Brücken bauen wollen. Die Wahrheit ist, dass sich daran bis heute kaum etwas geändert hat und es nicht nur den Maschinenbau und Aachen, sondern alle Ingenieurwissenschaften und die Informatik betrifft.

Sicher funktioniert der Flugzeugbau nicht, wenn man die Grundlagen nicht verstanden hat, die am Anfang des Studiums stehen: die Mathematik, die Physik, die Elektrotechnik, die Mechanik und die Informatik. Doch in Vorlesungen mit vielen hundert Kommilitonen, meist Frontalveranstaltungen, bei Gerüchten über Rausprüfen und Durchfallquoten von 100%, wenn man für seine Hochschule nur eine Zahl ist, erschrecken viele Studierende. Dabei sind die Studierenden gerade zu Beginn des Studiums motiviert, es wird ihnen aber nicht leicht gemacht, motiviert zu bleiben. Es macht daher einen sehr großen Unterschied, wenn Lehre „gut“ ist, wenn sie aktiviert, individuell anspricht und Anwendungsbezüge deutlich macht. „Gute Lehre“ ist keine Selbstverständlichkeit, sondern gute Lehre ist Arbeit, viel Arbeit, jedes Semester aufs Neue. Es ist wirklich eine Auszeichnung wert, wenn jemand sich dieser Herausforderung intensiv annimmt.

Umso mehr muss es uns alle freuen, dass sich die HRK und der Stifterverband dem Thema „Lehre“ angenommen haben. Ich freue mich sehr, dass ich aktiv am Wettbewerbsverfahren teilnehmen durfte und dass wir heute Herrn Professor Vornberger von der Universität Osnabrück mit dem Ars legendi-Preis für exzellente Hochschullehre auszeichnen.

Die Kriterien für den Ars legendi-Preis in den Ingenieurwissenschaften und der Informatik wurden im Oktober 2008 in einem Workshop der HRK und des Stifterverbands festgelegt, bei dem Hochschullehrer, Verbandsvertreter, Hochschuldidaktiker und Studierende sich mit den besonderen Herausforderungen der Lehre in Informatik und den Ingenieurwissenschaften auseinandergesetzt haben: Es ging dabei um Selektion, das von uns Studierenden gefürchtete „Rausprüfen“, um individuelle Ansprache und Förderung im Gegensatz zur von Studierenden häufig beschriebenen Anonymität, um stark rezeptive oder aktivierende Lehre, um starke und manchmal rigide Traditionen, und natürlich auch um knappe Ressourcen für die Lehre.

Auf die Ausschreibung hin sind 34 Vorschläge eingegangen. Zentrale Themen wie etwa der Anwendungsbezug in den Grundlagenfächern, die Entwicklung von Schlüsselqualifikationen als Ergänzung zu fachlichen Qualifikationen oder aktivierende Elemente in der Lehre, finden sich in einigen Bewerbungen. Durchaus ernst zu nehmen sind als neuere Qualitätsmerkmale die Platzierungen bei „meinprof.de“ oder „iTunes“, einer Plattform zum Abruf von *Podcasts*.

Anfang dieses Monats hat dann eine zehnköpfige Jury getagt, in der sowohl die Ingenieurwissenschaften und die Informatik von Universitäten und Fachhochschulen, als auch Vertreter der Berufspraxis und Studierende vertreten waren. Sie hat die Vorschläge intensiv diskutiert und ist letztlich zu einem einvernehmlichen Ergebnis gekommen. Die Jury erkennt den Ars legendi-Preis für exzellente Hochschullehre im Jahr 2009 Herrn Professor Oliver Vornberger, Medieninformatiker an der Universität Osnabrück, zu. Dazu gratuliere ich Ihnen, auch im Namen der gesamten Jury, sehr herzlich!

Warum wir diese Entscheidung getroffen haben? Weil wir nach tiefergehender Diskussion zu dem Schluss gekommen sind, dass Professor Vornberger am umfassendsten unter allen Vorgeschlagenen eine besondere Art des Hochschullehrers darstellt.

Zunächst macht er einfach sehr gute Veranstaltungen, die von den Studierenden außerordentlich geschätzt werden und die sogar im

Internet mehr als beliebt sind. Unter den iTunes *Podcasts* im Bildungsbereich war seine Grundlagenvorlesung „Algorithmen“ das am stärksten gefragte Angebot. Von diesen Nutzern, die laut einer Evaluation aus allen Altersklassen stammen, wird er in einem Atemzug mit Harvard und Cork genannt!

Bemerkenswert ist insbesondere, dass ihm das in einem der bereits angesprochenen „trockenen“ Grundlagenfächer, den Algorithmen, gelingt. Ich erwähnte bereits, dass Studierende in den Grundlagenveranstaltungen der ersten Semester leicht die Motivation und die Begeisterung verlieren. Es ist gerade an dieser entscheidenden Stelle des Studiums, an der Professor Vornberger als Lehrender besonders erfolgreich ist.

Weiterhin wird an vielen Stellen deutlich, dass Professor Vornberger Studierende in ihrem Studium begleitet und unterstützt: Er stellt in einer sehr besonderen Art und Weise Vorlesungsmaterialien und Mitschnitte der Veranstaltungen zur Verfügung, die es den Studierenden sehr leicht machen, in der eigenen Geschwindigkeit zu lernen. Anwendungen dazu hat er selbst entwickelt, und dass diese inzwischen an vielen anderen Hochschulen eingesetzt werden, zeigt ihre gute Einsetzbarkeit. Mit „virtPresenter.org“ (www.virtpresenter.org) kann man relativ einfach Vorlesungen in verschiedenen Formaten aufzeichnen und beispielsweise Folien und Filmmitschnitte synchron ablaufen lassen. Studierende können die Dateien mit gängigen Playern auf jedem Rechner abspielen. „media2mult“ (www.virtuos.uni-osnabrueck.de/Produkte/Media2mult) ist ein eingängiges Autorensystem, das Dokumente und Websites aus Texten und Formeln, Bildern, Audio- und Videosequenzen erstellt und diese leicht zugänglich gemacht. Diese Systeme helfen Lehrenden ihren Studierenden Vorlesungsinhalte in einer gut strukturierten Form zur Verfügung zu stellen. Denn als Studierender ist meist die erste Herausforderung einer Veranstaltung das Durchforsten der jeweiligen Homepage nach den Unterlagen. Mit diesen Werkzeugen wird uns geholfen, dass wir uns auf das Wesentliche, den Inhalt, konzentrieren können. Darüber hinaus steht Professor Vornberger den Studierenden bei fachlichen Fragen und Allem rund ums Studium zur Verfügung.

Ein großes Thema in den ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen sind die unterschiedlichen Wissensstände von uns Studierenden, gerade weil Grundlagenveranstaltungen von ganz unterschiedlichen Studiengängen gehört werden. Ideal ist, wenn der Lehrende darauf eingehen kann, was in großen Veranstaltungen natürlich beliebig kompliziert wird. Ich möchte daher kurz die *classroom quizzes* anreißen, die Prof. Vornberger nutzt: Studierende laden ein kleines Java-Skript auf ihr Handy, antworten dann auf kurze Fragen während der Lehrveranstaltung, und schon entsteht auf der Powerpoint-Folie eine Bild davon, was von wie vielen verstanden wurde oder wie welcher Sachverhalt eingeschätzt wird. Eine technische Lösung, die bei gutem Einsatz sehr hilfreich sein kann, denn gerade in Frontalveranstaltungen sind sonst die Interaktionsmöglichkeiten sehr begrenzt und die Aufmerksamkeit der Studierenden nimmt zwangsläufig ab. Der Einsatz der verschiedenen Medien und die Veranstaltungen insgesamt scheinen Herrn Professor Vornberger den Evaluationsergebnissen nach wirklich zu gelingen. Zusätzlich setzt er Tutorien ein und lässt die Tutoren in der Universität schulen, so sichert er die Qualität und kennt den Wissensstand der Studierenden. Auch diese Programme schätzen die Studierenden sehr.

Auch der Schritt aus der Hochschule in den Beruf gehört zu einer umfassenden Begleitung und Unterstützung der Studierenden. Professor Vornberger lässt hier keine Lücke, sondern bietet Berufsfeldseminare an und macht Alumni-Arbeit. Hier hat er eine datenbankbasierte Web-Anwendung entwickelt und er veranstaltet Alumni-Treffen, deren Mitschnitte man ebenfalls als *Podcasts* abrufen kann. Ich habe sie mir angesehen und mich ebenso amüsiert wie die Alumni: Mancher wird seine Vorstellung des Unterhaltungswerts einer Informatikveranstaltungen grundsätzlich überdenken müssen.

Seine Initiativen gehen darüber noch hinaus und seine Anwendungen haben noch viel mehr Feinessen, als man in kurzer Zeit darstellen kann.

Aber kurz und gut: In einem Feld mit vielen hervorragenden Lehrenden, interessanten Projekten und beeindruckenden Persönlichkeiten hat die Jury Professor Vornberger als Preisträger ausgewählt, weil er das

umfassendste und beeindruckendste Profil aufweist und mit seiner ganzen Person für eine Idee von Lehre steht, die uns vorbildlich erscheint: Lehre ist ebenso wichtig und muss mindestens ebenso verdienstvoll im Wissenschaftssystem sein, wie die Forschung. Lehre ist Anleitung und Unterstützung eigenständig Lernender. Sie ist im wissenschaftlichen Leben von Professor Vornberger seit Langem von herausragender Bedeutung, und er hat dabei sehr viel erreicht. Dafür gebührt ihm diese Anerkennung. Noch einmal: Im Namen der Jury gratuliere ich Ihnen sehr herzlich und wünsche Ihnen, Ihren Studierenden und Ihren Fans im Internet, dass Sie weiterhin Spaß und Erfolg bei Ihren Projekten haben!

Preisübergabe

Dr. Arend Oetker

Präsident des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft

Ich verlese die Urkunde „Ars legendi-Preis des Stifterverbandes für exzellente Hochschullehre 2009:

Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft verleiht auf Vorschlag der Hochschulrektorenkonferenz den Ars legendi-Preis 2009 an Professor Dr. Oliver Vornberger in Würdigung seiner hervorragenden Leistungen in Lehre, Prüfung, Beratung und Betreuung in den Ingenieurwissenschaften und der Informatik.

Aachen, den 20. April“

Dankesrede des Ars legendi-Preisträgers

Professor Dr. Oliver Vornberger

Universität Osnabrück

Sehr geehrter Herr Präsident Oetker,
sehr geehrte Frau Präsidentin Wintermantel,
sehr geehrte Damen und Herren,

als mich Herr Rathjen vor zwei Wochen zuhause anrief, war ich zunächst völlig sprachlos. Anschließend ging ich ins Wohnzimmer, nahm meine Frau in den Arm und stammelte: „Ich bekomme den Ars legendi“. Sie sagte zu mir: „Du hast ihn verdient“. Tja, habe ich ihn verdient? Das habe ich mich dann gut eine Woche lang gefragt. Aber als dann am vergangenen Donnerstag die Meldung offiziell über den Ticker ging, stand das Telefon nicht mehr still, ich kam mir vor, als hätte ich einen Oscar erhalten und dachte: „Prima. Der Preis passt zu mir“.

Dafür möchte ich mich zunächst mal bei der Jury bedanken. Ich stelle mir vor, da sind eine Reihe sehr guter Vorschläge eingegangen. Wir sind hier in Aachen, der Hochburg des deutschen Ingenieurwesens, wo es sicherlich verlockend war, einen Aachener Maschinenbauer auszuzeichnen. Stattdessen gaben Sie den Preis ins kleine unbekannte Osnabrück. Eine gute Wahl. Danke.

Sie haben ja gerade von Frau Blesinger gehört, was ich für ein Mordsmolli bin. Teilweise stimmt das ja auch. Aber ich sehe den Preis auch als Auszeichnung für eine großartige Teamarbeit, die über Jahre hinweg stattgefunden hat. Ich kann da nicht alle nennen, aber besonders am Herzen liegen mir Martin Giesecking, der das Autorenwerkzeug „media2mult“ implementiert hat sowie Robert Mertens, Markus Ketterl und Rüdiger Rolf, die das Vorlesungsaufzeichnungssystem „virtPresenter“ implementiert haben und da noch täglich dran herumschrauben. Sie alle gehören zu „virtUOS“, dem Zentrum zur Unterstützung der virtuellen Lehre an der Universität Osnabrück und ich sehe den Preis auch als Anerkennung für die tollen Aktivitäten von „virtUOS“ im Bereich e-Learning über die letzten Jahre.

Bedanken möchte ich mich auch bei meinem Präsidenten Claus Rollinger, der heute auch hier ist. Er gehörte übrigens im Jahr 2002 neben mir und drei weiteren Kollegen zu den fünf Gründervätern von „virtUOS“ und hat dann später als Präsident immer für die notwendige politische Unterstützung gesorgt. Danke!

Wenn man einen Preis erhält, freut man sich immer. Aber ganz besonders freue ich mich über den Ars legendi, weil durch ihn der Stellenwert guter Lehre unterstrichen wird. Das war ja nicht immer so. Als ich 1988 als Professor an der Uni Osnabrück anfang, fühlte ich mich von manchen Kollegen mitleidig belächelt, die lieber ein weiteres Paper schrieben und die Studenten eher als lästiges Beiwerk betrachteten. Eine Anfängerveranstaltung zu halten galt als Strafe. Ich sah mich dagegen schon immer als Hochschullehrer, der seinen Studierenden komplexe Sachverhalte beibringen wollte und war froh, dass ich die Erstsemesterstudenten auf die richtige Bahn schicken durfte. Ich beantworte auch Mails meiner Studenten innerhalb eines Tages, bin regelmäßig im Büro bei geöffneter Tür und weise Studenten nicht mit dem Hinweis ab: „Sprechstunde jeden zweiten Donnerstag um 16:00 Uhr“. Ich finde, wir bieten eine Dienstleistung an, nämlich Bildung. Der Student ist unser Kunde und der Kunde ist bekanntermaßen der König.

Zur Videotechnik noch folgendes: Ich muss zugeben, als das Land Niedersachsen im Jahr 2002 fragte, wer will denn mal einen Multimediahörsaal mit Videoaufzeichnungssystem einrichten, habe ich sofort aufgezeigt und zwar nicht, weil ich an die Studenten gedacht habe, sondern weil ich schon als Schüler und Student mit der Super-8-Kamera meines Vaters Schmalfilme gedreht habe. Inzwischen war das Filmen digital geworden und mich reizte die Videotechnik. Erst anschließend merkte ich, wie begeistert die Studenten waren, die nun samstagsabends im Wohnheim nicht mehr "Wetten Dass" guckten, sondern eine Folge von Vornbergers "Algorithmen" anschauten. Und als wir diese Folgen dann 2006 im Apple iTunes Store anboten, abonnierten über 1000 Hörer aus Deutschland die Vorlesung und zwangen mit ihren wöchentlichen Downloads unseren Server in die Knie. Im iTunes-Ranking waren wir sechs Wochen lang auf Platz 1 und die schönsten Mails waren von der Form: „Ich studiere hier an der Uni X und Professor Y kann es

nicht erklären. Durch Ihre Videos habe ich es jetzt verstanden." Was gibt es Schöneres im Leben eines Hochschullehrers?

Nun ist das ja nicht jedermanns Sache, sich bei der Vorlesung filmen zu lassen, aber es hat für den Studenten den Vorteil, dass der Dozent sich etwas mehr Gedanken machen muss, wie er seine Vorlesung gliedert. Er kann nun nicht mehr mitten im Satz abbrechen und sagen: „Ach, die Zeit ist rum“. Sondern er muss sich vorher einen Plan machen, was er wann sagt und wo er es hinschreibt. Eine Vorlesungsstunde wird also mehr zu einer Lehr-Episode. Der Dozent ist vielleicht sogar geneigt, für die externen Hörer einen sogenannten *Cliffhanger* einzubauen: „Wird Bubblesort es schaffen, eine Folge mit n Zahlen in quadratischer Laufzeit zu sortieren? Mehr dazu nächsten Dienstag.“

Zum Schluss noch ein Wort an die versammelten Hochschulleitungen. Gute Lehre ist in erster Linie eine Frage der Einstellung. Zusätzlich lassen sich weitere Verbesserungen durch geschickten Medieneinsatz erreichen. Auf dem Gebiet ist noch viel zu tun. Auf der folgenden Folie sehen Sie meinen Spickzettel, der auf meinem Laptop klebt, wenn ich eine Vorlesung mit Powerpoint halte, die auf Video aufgezeichnet wird. Es sind insgesamt 24 Punkte, die ich wie ein Pilot einer Cessna beim Start durchgehen muss. Und wenn ich einen übersehe, dann ist die Aufnahme unbrauchbar. Sie werden mir zustimmen, dass das noch verbesserungswürdig ist.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Schlusswort

Professor Dr. Margret Wintermantel

Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz

Lieber Herr Vornberger,

auch von meiner Seite aus herzlichen Glückwunsch. Sie haben gezeigt, Sie haben es verdient.

Nun sind wir am Ende dieses Teils der Veranstaltung angekommen. Ich darf Ihnen sagen, wir werden jetzt zum Empfang gehen. Wir werden dort von Herrn Staatssekretär Stückradt begrüßt und uns dort aufhalten, bis wir zum Nachtkonzert gehen, das um 20.15 Uhr im Dom beginnt. Dort wird das Quartett Amida, das den Mendelssohn-Bartholdy-Preis gewonnen hat, uns ein Nachtkonzert geben. Ich bedanke mich sehr und beschließe diesen Teil der Veranstaltung.